

## Besprechungen

### Gab es ostmitteleuropäische „Dissidenz“? Neuere Arbeiten zur Ideen- und Lebenswelt unabhängiger Intellektueller in der Tschechoslowakei und Polen 1956-1981

**Agnes Arndt: Rote Bürger.** Eine Milieu- und Beziehungsgeschichte linker Dissidenz in Polen (1956-1976). (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 209.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2013. 288 S. ISBN 978-3-525-37032-2. (€ 54,99.)

**Jonathan Bolton: Worlds of Dissent.** Charter 77, the Plastic People of the Universe, and Czech Culture under Communism. Harvard Univ. Press. Cambridge/MA 2012. 349 S. ISBN 978-0-674-06438-6. (€ 36,95.)

**Andrzej Friszke: Anatomia buntu.** Kuroń, Modzelewski i komandosi [Anatomie einer Revolte. Kuroń, Modzelewski und die Kommandotruppen.] Wydawn. Znak. Kraków 2010. 912 S. 978-83-240-1305-0. (PLN 75,90.)

**Andrzej Friszke: Czas KOR-u.** Jacek Kuroń a geneza Solidarności. [Die Zeit des KOR. Jacek Kuroń und die Genese der Solidarność.] Wydawn. Znak. Kraków 2011. 672 S., Ill. ISBN 978-83-240-1813-0. (PLN 69,90.)

**Dariusz Gawin: Wielki zwrot.** Ewolucja lewicy i odrodzenia idei społeczeństwa obywatelskiego. [Die große Wende. Die Evolution der Linken und die Wiedergeburt der Idee der Bürgergesellschaft.] Wydawn. Znak. Kraków 2013. 382 S. ISBN 978-83-240-2113-0. (PLN 44,90.)

**Jan Skórzyński: Siła bezsilnych.** Historia Komitetu Obrony Robotników. [Die Macht der Machtlosen. Die Geschichte des Komitees zur Verteidigung der Arbeiter.] Świat Książki. Warszawa 2012. 592 S. ISBN 978-83-7799-356-9. (PLN 49,90.)

„Ein Gespenst geht um in Osteuropa, ein Gespenst, das man im Westen ‚Dissidententum‘ nennt.“<sup>1</sup> Mit diesen Worten begann Václav Havel sein berühmtes Essay über die „Moc bezmocných“, die „Macht der Machtlosen“ – ein Text, der in seiner ironischen Anspielung auf das Kommunistische Manifest selbst das Manifest einer politischen Bewegung war.<sup>2</sup> Dabei drückte Havels Eröffnungssatz sogleich das Paradox dieser Bewegung aus: Sie hatte keinen eigenen Namen – „Dissens“ oder „Dissidenz“ war eine westliche Fremdzuschreibung. Mehr noch: Havels Text war eine polemische Auseinandersetzung mit den elitären Konnotationen des Begriffs der „Dissidenz“.

Havels Kritik an diesem Begriff bildet den Ausgangspunkt für Jonathan Boltons Studie zur Entstehung der Charta 77, dient dem Vf. aber auch als ein programmatisches Statement. Die historische Forschung zu Dissidenz und Opposition in Ostmitteleuropa, so Bolton, befindet sich in einer Sackgasse, und sein Buch soll helfen, sie dort herauszuführen. Seine Kernthese ist, dass es bei tschechoslowakischer Dissidenz nicht in erster Linie um philosophische Debatten über Menschenrechte und Widerstand im Totalitarismus ging; die Alltagsgeschichte tschechoslowakischer Intellektueller der 1970er Jahre bildet bei ihm vielmehr den Ansatzpunkt, von dem aus ihr Engagement verständlich und erklärbar wird.

Mit diesem programmatischen Anspruch wirft *Worlds of Dissent* grundlegende Fragen auf: Wenn sich das Engagement und politische Denken der Chartisten einzig aus ihrer

<sup>1</sup> VÁCLAV HAVEL: Versuch, in der Wahrheit zu leben. Von der Macht der Ohnmächtigen, Köln 1980, S. 45.

<sup>2</sup> Die Übertragung des Titels als „Macht der Ohnmächtigen“ ist zwar literarisch ansprechend, sie geht aber m.E. an der Ursprungsbedeutung vorbei – der Kerngedanke von Havels Essay ist ja gerade, dass Menschen ohne politische Macht eben *nicht* ohnmächtig sind.

lokalen Lebenswelt erklären lassen, wie sinnvoll ist es dann noch, für den gesamten „Ostblock“ von „Dissidenz“ zu sprechen? Hat Bolton Recht, wenn er schreibt, dass Debatten zwischen ostmitteleuropäischen Intellektuellen im Wesentlichen über westliche Übersetzer hergestellt wurden? Was bleibt also von der Dissidenz als transnationalem Phänomen, wenn sie einzig aus ihren lokalen Entstehungsbedingungen heraus zu verstehen ist?<sup>3</sup>

Diese Fragen bilden die inhaltliche Klammer der folgenden Besprechung. Darin möchte ich zunächst Boltons Buch diskutieren. Danach wende ich mich einer Reihe von Neuerscheinungen zur Geschichte von Dissidenz in Polen zu. Abschließend möchte ich dann Boltons Ansatz mit den Erkenntnissen der Bücher zu Dissidenz in Polen vergleichen.

### Welten des Dissenses

Die historische Forschung zu Dissidenz ist in einer Sackgasse angelangt – dies ist die Ausgangsthese von Boltons Buch. Schuld daran seien drei Narrative, in denen die Geschichte von Dissidenz erzählt werde: das Helsinki-Narrativ, das Narrativ der „parallelen Polis“ und das „Narrativ gewöhnlicher Menschen“ („ordinary-people narrative“, S. 33-38). Während das Helsinki-Narrativ die Entstehung von Dissidenz auf die Unterzeichnung der KSZE-Schlussakte zurückführt, interpretiert das Narrativ der „parallelen Polis“ die Chartisten als Exponenten eines Zivilgesellschaftsgedankens. Das Problem des ersten Narrativs sei, so Bolton, dass es letztlich nicht erklären könne, worin die mobilisierende Kraft internationaler Menschenrechtsbestimmungen bestand, ging es doch im Denken vieler Chartisten kaum um Rechte oder Menschenwürde, sondern um Fragen von Entfremdung, Authentizität oder Wahrheit. Das Problem des zweiten Narrativs bestehe darin, dass es Wunschvorstellungen westlicher Intellektueller von demokratischer Partizipation und Bürgerengagement auf Dissidenz projiziere.

Diese beiden „heroischen“ Narrative, in denen Dissidenten als mutige Träger allgemeiner Ideen vorkommen, schließen sie aus dem Narrativ „gewöhnlicher Menschen“ aus. Bolton meint damit eine Alltags- und Sozialgeschichte des Staatssozialismus, die sich bewusst von dem Begriffspaar „Widerstand vs. Repression“ löst, um ein Spektrum sozialer Verhaltensweisen auszuleuchten. Die Dissidenten kommen in dieser Geschichte kaum vor – sie waren schließlich keine „gewöhnlichen Menschen“, sondern Helden des Widerstands. Dabei wird jedoch übersehen, dass auch Dissidenten einen Alltag hatten, und nur aus diesem Alltag heraus kann man, so Boltons zentrales Anliegen, ihr Engagement verstehen.

Bolton identifiziert ein weiteres Problem: den Erfolg der Dissidenten. Völlig unerwartet gaben die kommunistischen Parteien 1989 die Macht an sie ab. Nachträglich erscheint Dissidenz damit als eine „proto-politische Partei“, die das vage Ziel verfolgte, den Kommunismus zu stürzen. Dies sieht Bolton als grundlegendes Missverständnis. Wer glaube, die Dissidenten hätten auf das Ziel „1989“ hingearbeitet, übersehe einen zentralen Aspekt ihrer Lebenswelt: die Angst und Unsicherheit, die sich aus der Auseinandersetzung mit einem scheinbar unveränderlichen Regime ergab. Bolton versteht Dissidenz daher nicht als politisches Programm mit einem klaren Ziel, sondern als „a form of culture, a set of common stories, a style of political behavior, or a collection of practices that had meaning in and of themselves“ (S. 45).

<sup>3</sup> Zu transnationalen Perspektiven auf Dissens und Opposition vergleiche die Beiträge zu FRIEDERIKE KIND-KOVÁCS, JESSIE LABOV (Hrsg.): *Samizdat, Tamizdat, and Beyond. Transnational Media during and after Socialism*, New York 2013; ROBERT BRIER (Hrsg.): *Entangled Protest. Transnational Perspectives on the History of Dissent in Eastern Europe and the Soviet Union*, Osnabrück 2013.

Nach diesen grundlegenden Überlegungen zeichnet Bolton auf der Grundlage von Selbstzeugnissen in sechs Kapiteln nach, wie die Charta 77 aus der „Schattenwelt“ Prager Intellektueller entstand. Die tschechoslowakische „Urkatastrophe“ der 1970er Jahre war der Einmarsch der Warschauer Pakt Staaten von 1968, die Erfahrung gemeinsamen Widerstands und der darauf folgenden totalen Niederlage. In Folge des Einmarsches entstand eine soziale Welt, die aufgrund selektiver Repressionen vor allem als inkongruent empfunden wurde: Menschen wurden verhört, aber nur selten verhaftet; sie verloren ihre Arbeit, behielten aber ihre bisweilen sehr bürgerlichen Wohnungen. Die Schriften der späteren Dissidenten handelten daher eher von Absurdität als von Terror, beschrieben eher eine Farce als eine Tragödie, hatten mehr von Franz Kafka als von George Orwell.

Vor diesem Hintergrund zeigt Bolton, dass die Diskussionsgruppen und Untergrundverlage, die in dieser Zeit entstanden, nicht Ausdruck einer politischen Strategie waren; in ihnen drückte sich vielmehr ein kultureller Selbstbehauptungswillen aus, der Versuch, tschechische Kultur im Alltag der „Normalisierung“ zu bewahren, aber auch der Wunsch intellektueller „Selbsternährung“ in einer zunehmend als absurd und steril empfundenen Wirklichkeit. Ein erster Schritt zu einer Politisierung kam mit Havels offenem Brief an Gustáv Husák, den Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, von 1975: Die Vernichtung von Kultur und die Repression von Intellektuellen, schrieb Havel darin, sei eine Katastrophe für die ganze Gesellschaft; ihre Bewahrung im Samisdat wurde damit zu einem politischen Akt.

Vor diesem Hintergrund wendet sich Bolton der Entstehung der Charta 77 zu, dem Dokument, mit dem sich „alles änderte“ (S. 152). Zwei Aspekte seiner Darstellung sind dabei besonders hervorzuheben: Erstens zeigt er, dass der Prozess gegen Mitglieder der alternativen Musikszene – u.a. Mitglieder der Plastic People of the Universe – nicht nur äußerer Anlass für die Umsetzung einer Menschenrechtsstrategie war, sondern auch deren wesentlicher Bestandteil. Die Idee zu protestieren lag zeitlich vor der Idee, sich dabei auf die UN-Menschenrechtspakete und die Helsinki-Schlussakte zu beziehen. Erst in der Begegnung mit der alternativen Musikszene entwickelte Havel jene Konzepte, die dann prägend für seine Tätigkeit als Dissident waren. Mit ihrer Ablehnung eines kulturellen Establishments und ihrer Verweigerung explizit politischer Stellungnahmen erschienen Havel die Musiker als Exponenten einer metaphysischen Sehnsucht nach „Wahrheit“ und „Authentizität“ – jener Sehnsucht, die für Havel dann die Quelle der „Macht der Machtlosen“ war. Zweitens unterstreicht Bolton, wie sehr Jan Patočka als einer der ersten Sprecher der Charta die Wahrnehmung und Selbstsicht der Chartisten prägte. Auch hier ging es weniger um das Einklagen formaler Rechte als vielmehr darum, die Menschen in der Tschechoslowakei auf einen metaphysischen Horizont ihres Handelns aufmerksam zu machen und sie so zu einem Streben nach Wahrheit und Authentizität zu bewegen.

Vor diesem Hintergrund versteht Bolton die zwei bekanntesten Essays aus dem Umkreis der Charta 77, Havels *Macht der Machtlosen* und Václav Bendas *Parallele Polis*<sup>4</sup>, nicht als zeitlose Reflektion über Widerstand in Diktaturen, sondern als Debattenbeiträge. Die Ungereimtheiten in Bendas Text – wie konnte seine Polis gleichzeitig parallel und inklusiv sein? – ergaben sich aus einer Krise der Charta. Gegenüber dem elitären Etikett des „Dissidenten“ insistierte Havel darauf, dass sich die Charta an alle richtete, die sich für ein Leben in Wahrheit entschieden. Bolton verweist hier nicht auf Havels bekannte Figur eines Gemüsehändlers (der dadurch zum Dissidenten wird, dass er sich weigert, propagandistische Slogans in sein Schaufenster zu stellen), sondern auf eine andere Figur aus *Macht der Machtlosen*: einen Bierbrauer, der einfach deshalb zum Dissidenten wurde, weil er es wagte, Probleme in seiner Brauerei auszusprechen.

<sup>4</sup> VÁCLAV BENDA: Paralelní polis [Parallele Polis], in: VILÉM PREČAN (Hrsg.): Charta 77 – 1977-1989. Od morální k demokratické revoluci, Scheinfeld u.a. 1990, S. 43-51.

Insgesamt löst Bolton seine Versprechen beeindruckend ein, die Welten des Dissenses zu vermessen und daraus die Entstehung der Charta 77 zu erklären. Neben den bisher genannten Punkten bringt sein alltagsgeschichtlicher Ansatz eine Reihe weiterer zutiefst origineller Einsichten; etwa wenn er die Produktion und Lektüre des Samizdat als eigene Form kultureller Praxis beschreibt, die herkömmliche Vorstellungen der Beziehung einer Autorin zu ihrem Werk unterlief. Da es keine Druckfahnen gab, die eine Autorin durchsehen und korrigieren konnte, blieb unklar, ob der fertige Text das Original wiedergab. Hinzu kam, dass sich beim vielfachen Abtippen der Texte unweigerlich Fehler einschlichen, die dann aber nur in manchen Ausgaben handschriftlich korrigiert wurden. Auch die Tatsache, dass viele Samizdat-Ausgaben nicht gebunden und damit unveränderlich, sondern als zusammengeheftete Blätter in Umlauf kamen, erweckte den Eindruck, dass es sich um ein unfertiges Werk handelte. Bemerkenswert ist auch, dass Bolton, obwohl er sich von dem Begriffspaar „Widerstand vs. Repression“ löst, sehr klar benennt, auf welcher perfiden Weise das Regime versuchte, Abweichler zu zermürben.

Neben dem Fehlen eines Quellen- und Literaturverzeichnisses stört an Boltons Buch einzig der unbedingte Wille, sich von den oben genannten drei Narrativen abzugrenzen. Bisweilen mutet das wie wissenschaftliches Schattenboxen an, sind die von ihm kritisierten Positionen doch unter Historikern eher selten anzutreffen. Wenngleich vorbildhaft, ist Boltons Buch doch nur einer von mehreren Beiträgen zu einer Forschungsrichtung, die die von ihm konstatierte Sackgasse schon lange verlassen hat.

Insgesamt jedoch legt Bolton mit *Worlds of Dissent* eine glänzend geschriebene Studie vor, die aufzeigt, auf welche Aspekte sich eine Historisierung von Dissidenz konzentrieren muss: nicht internationale Abkommen, sondern die alltäglichen Erfahrungen, spezifischen Deutungsmuster und sozialen Dynamiken, in denen sich nonkonforme Intellektuelle Menschenrechtsideen aneigneten; nicht „1989“, sondern die 1970er Jahre.

Doch was bleibt von „Dissidenz“ als einem Phänomen, das es eben nicht nur in der Tschechoslowakei, sondern auch in der UdSSR und Polen gab? Gesteht Bolton nicht selbst zu, dass Samizdat ein russischer Import war? Und auch wenn die Menschenrechte nicht der eigentliche Antrieb für Dissidenz waren, so standen sie doch im Zentrum der Tätigkeit der Chartisten. Der Name „Charta 77“ wurde schließlich gewählt, weil 1977 die erste KSZE-Nachfolgekonferenz stattfand und Amnesty International ein internationales Jahr des politischen Gefangenen ausgerufen hatte. Mit welchen transnationalen und transkulturellen Welten waren die „Welten des Dissenses“ also verflochten? Diese Fragen führen zur Dissidenz in Polen.

### **Von den „Kommandotruppen“ zum KOR: Dissidenz im Polen der 1960er und 1970er Jahre**

Keine der zu besprechenden Studien zur Dissidenz in Polen erhebt einen ähnlichen programmatischen Anspruch wie *Worlds of Dissent*; ihre generelle Stoßrichtung gleicht jedoch der Boltons. Alle rekonstruieren die Entstehung einer polnischen Oppositionsbewegung überwiegend oder sogar ausschließlich aus lokalen Dynamiken. Sie konzentrieren sich dabei alle auf jenes Warschauer Milieu von Linksintellektuellen, deren bekannteste Vertreter Leszek Kołakowski, Jacek Kuron und Adam Michnik sind; insbesondere zeichnen sie eine Entwicklung nach, in der sich diese Intellektuellen von Anhängern eines polnischen Weges zum Sozialismus nach 1956 zu internen Kritikern der Volksrepublik und schließlich zu Gegnern des realsozialistischen Systems im Namen von Menschenrechten und gesellschaftlicher Selbstorganisation wandelten.

Mit insgesamt fast 1500 Seiten stehen Andrzej Friszkes zwei Bände als die mit Abstand umfangreichsten Bücher heraus. Sie beruhen auf jahrelangen peniblen Forschungen in den Archiven des polnischen Sicherheitsdienstes (Służba Bezpieczeństwa, SB) und sind Teil einer mehrbändigen Studie, die bis in die 1990er Jahre fortgeschrieben werden soll.

Friskzes Ansatz ist dabei der eines Chronisten; seine Bücher verfolgen keine klare Fragestellung, sondern bieten detaillierte Ereignisgeschichte.

Auch Jan Skórzyński und Dariusz Gawin haben eine deskriptive Darstellungsform gewählt, gehen dabei aber pointierter und stärker analytisch vor als Friszke. Skórzyński bearbeitet im Wesentlichen den gleichen Zeitraum wie Friszke; wie der Untertitel des Buchs aber bereits anzeigt, konzentriert er sich überwiegend auf die Geschichte des Komitees zur Verteidigung der Arbeiter (Komitet Obrony Robotników, KOR), einer Oppositionsorganisation, die von den Vertretern des angesprochenen linken Warschauer Milieus dominiert wurde. Aufgrund seiner gerafften und systematischeren Darstellung bietet Skórzyńskis Buch weniger Details als Friszke, liest sich aber leichter und zieht auch Gruppen außerhalb Warschaws in die Darstellung mit ein. Wie auch Friszke stützt sich Skórzyński stark auf die Überlieferung des Sicherheitsdienstes.

Gawins Buch ist demgegenüber eine Ideengeschichte des Warschauer Milieus, insbesondere von Kołakowski, Kuroń und Michnik. Der *wielki zwrot* (große Wende), um den es Gawin geht, ist die Abkehr dieser Intellektuellen vom Marxismus und ihre Hinwendung zu politischer Demokratie, individuellen Rechten und gesellschaftlicher Selbstorganisation einerseits sowie zu Christentum und nationalen Traditionen andererseits. Im Untertitel seines Buches und in einer knapp gehaltenen Einleitung interpretiert Gawin diese Entwicklung als Wiedergeburt der Zivilgesellschaft. Diese These wird dann aber nicht systematisch entwickelt und belegt. Vielmehr bietet er eine Ideengeschichte der polnischen Linken zwischen polnischem Oktober und Entstehung des KOR.

Ein Manko aller vier Bände ist ihr überwiegend deskriptiver, kaum problemorientierter Zugang. Die leitenden Fragen Boltons – Wie wird man eigentlich Dissident? Wieso entscheidet man sich, trotz aller Risiken, Widerstand zu leisten? – werden eher implizit beantwortet. Wer jedoch quellengesättigte Darstellungen der Entstehung von Dissidenz in Polen sucht, wird in diesen drei sich wechselseitig ergänzenden Studien fündig. Das große Verdienst Friskzes liegt insbesondere darin, enorme Materialmengen gesichtet und in einem Narrativ zusammengetragen zu haben. Wenn es um die Ereignisgeschichte der polnischen Opposition geht, wird sich jede zukünftige Darstellung am Erkenntnisstand von Friskzes Büchern messen lassen müssen. Fraglich bleibt dabei aber, wer (außer Rezensenten) die zwei Bände wirklich von vorne bis hinten durchlesen wird. Zu groß ist bisweilen die Detailfülle, die Friszke präsentiert, zu diffus die Fragestellung, die dieses Material geordnet und eingeschränkt hätte. Friskzes Arbeiten bieten daher vor allem einen „Steinbruch“ von enormem Wert, der die Grundlage für eine stärker analytisch vorgehende Geschichtsschreibung bilden kann.

Die Arbeiten von Gawin und Skórzyński bieten demgegenüber überaus informative, gut geschriebene und lesbare Darstellungen, die sich aufgrund unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen trefflich ergänzen. Erwähnenswert ist hier vielleicht auch, dass Gawin nicht nur Soziologe und Ideenhistoriker, sondern auch ein *public intellectual* mit prononciert konservativen Ansichten ist. Daher fällt besonders positiv auf, wie wohlthuend unpolemisch und ausgewogen er die intellektuelle Entwicklung polnischer Linker und ihre zentrale historische Rolle herausarbeitet. Die Maßstäbe, die Friszke und Skórzyński für die Ereignisgeschichte setzen, stellt Gawin für die programmatische Entwicklung polnischer Dissidenz auf.

Agnes Arndts mit 290 Seiten vergleichsweise schlankes Buch liest sich fast wie eine kondensierte Fassung der drei anderen. Klar strukturiert, wohlthuend konzise und theoretisch reflektiert behandelt sie das Warschauer Milieu späterer Dissidenten in vier Kapiteln. Im ersten Kapitel geht es um Sozialisierung, Milieubindung sowie geschlechterhistorische Aspekte. Dabei stellt sie insbesondere den hohen Wert dar, den Bildung in den entsprechenden Kreisen gehabt hat, und skizziert die privilegierte soziale Stellung, die ihre Mitglieder als sozialistische Funktionseliten innehatten. Gleichzeitig zeigt sie aber auch Grenzen der bildungsbürgerlichen Integration auf, die sich besonders aus fortdauernden Assi-

milationsschwellen für Mitglieder einer *inteligencja* ergaben, die überwiegend einen jüdischen Hintergrund hatte.

Im zweiten Kapitel fragt Arndt, worin das spezifisch Linke der Kommunismuskritik der Warschauer Dissidenten bestand, insbesondere angesichts der späteren Hinwendung zu Menschenrechten, Christentum und Nation. Dabei zeigt sie, dass der linke politische Hintergrund der Dissidenten bei ihrem Gebrauch dieser drei Begriffe durchschimmerte: Menschenrechte sollten politische Partizipation, Solidarität und das Streben nach sozialer Gerechtigkeit ermöglichen; das Christentum wurde als transzendente Quelle linker Wertvorstellungen wie Solidarität und Toleranz verstanden; und polnische Tradition wurde als Fundus einer libertären Kultur des Widerstands und der Solidarität mit Unterdrückten rezipiert. Im dritten Kapitel stellt Arndt transnationale Verflechtungen dar. Hier zeigt sie einerseits die bedeutende Rolle auf, die Emigrationsmilieus für die polnischen Dissidenten spielten; zum anderen diskutiert sie die oft von Missverständnissen und Konflikten geprägte Kommunikation mit der westlichen Linken. Im vierten Kapitel fasst Arndt ihre Beobachtungen zusammen und ordnet sie vergleichend ein.

Neben dieser klaren Strukturierung ist ein weiterer Vorzug, dass Arndt (als einzige Autorin neben Bolton) Mut zu klarer Thesenbildung beweist. Wieso, fragt sie, kam ausgerechnet dieser Gruppe linker Warschauer Intellektueller eine Schlüsselrolle im Systemwandel zu? Ihre These ist, dass es sich bei dem Warschauer Milieu um eine realsozialistische Variante bildungsbürgerlicher Schichten, um „Rote Bürger“, gehandelt habe. In der Milieubindung und dem Lebensstil dieser Schicht habe sich ein Protestpotenzial entwickelt, auf das die spätere Opposition zurückgreifen konnte.

Diese These ist durchaus bedenkenswert, unterläuft sie doch gängige Erklärungsmuster. Um sie zu verifizieren, legt Arndt erstaunliche Parallelen zwischen der Stellung des Warschauer Milieus in den 1950er und 1960er Jahren und Charakteristika eines westlichen Bildungsbürgertums offen: die Wertschätzung akademischer Bildung, eine privilegierte soziale Stellung, Einbindung in den Staat. Dass darin jedoch die Fortführung bildungsbürgerlicher Traditionen gesehen werden kann, erscheint eher unplausibel. Die Eltern der Dissidenten waren in der Zwischenkriegszeit überwiegend kommunistische Aktivisten gewesen oder hatten dem linken Flügel der sozialistischen Partei angehört; viele waren Juden. Ihr Alltag war daher eher von antisemitischer Diskriminierung und später politischer Verfolgung als von einem bildungsbürgerlichen Lebensstil geprägt. Diese gemeinsame Vergangenheit sowie vor allem die Erfahrung, Überlebende des Holocausts zu sein, dürfte für ihren Zusammenhalt nach 1945 wichtiger gewesen sein als bildungsbürgerliche Traditionen.

Es ist auch wenig plausibel, von kulturellen Distinktionsmechanismen zu sprechen, die „durch die Wahl entsprechender Kindergärten, Schulen und Universitäten [...] über Generationen hinweg wirken“ konnten (S. 219). Richtig ist, dass die späteren Dissidenten in den 1950er und 1960er Jahren Zugang zu privilegierten Bildungsinstitutionen hatten. Diese herausgehobene Stellung begann jedoch erst mit der Gründung der Volksrepublik, und sie endete abrupt 1968. Die Mitglieder des Warschauer Milieus gingen in den 1970er Jahren in die Emigration oder wurden eben zu Dissidenten – zu politisch Ausgestoßenen, die einen Lebensstil grundlegender Opposition zu einem nun als „totalitär“ bezeichneten Staat pflegten. Die erworbene Bildung war sicher ein kulturelles Kapital, ohne das es polnische Dissidenz nicht gegeben hätte; ein Beleg für die Existenz einer bildungsbürgerlichen Schicht ist es nicht.

Dass die Mitglieder des Warschauer Milieus sich durch ihren Lebensstil *bewusst* von der Arbeiterklasse abgegrenzt hätten, scheint angesichts ihres politischen Hintergrunds und ihrer Parteizugehörigkeit fragwürdig. Sicher waren diese Kreise elitär; bis Ende der 1960er Jahre waren sie aber auch Marxisten, Anhänger einer Ideologie, in deren Zentrum die Arbeiterklasse stand. Als sich die polnischen Dissidenten nach 1976 mit Arbeitern solidarisierten, überwandern sie nicht – wie Arndt suggeriert – einen bildungsbürgerlichen Traditionsbestand; sie griffen auf einen sozialistischen Traditionsbestand zurück.

So mutig und in Teilen auch durchaus interessant Arndts These von den „Roten Bürgern“ auch ist, droht sie doch, den Dissidenten einen Begriff überzustülpen, der ihrer Lebens- und Gedankenwelt fremd war. In ihrer Zusammenfassung schreibt Arndt, dass sich in der Gründung der Bürgerkomitees (*komitety obywatelskie*) Ende der 1980er Jahre zeige, dass „auch im Staatssozialismus jene Bedeutungsschichten des Bürgerbegriffs [überdauerten], die auf eine mit Bürgerrechten ausgestattete Bürgerschaft abzielen, während jene Wortschichten, die eine ständisch exklusive Sozialformation [...] kennzeichneten, jedenfalls semantisch an Bedeutung verloren“ (S. 222). Nun hat der polnische Begriff „obywatele“ aber nicht die Doppelbedeutung des deutschen Begriffs „Bürger“. Die „obywatele“ sind die gleichberechtigten Mitglieder eines politischen Gemeinwesens; für den Bürger als Mitglied einer „ständisch exklusiven Sozialformation“ gibt es im Polnischen keinen Begriff – am nächsten kommt ihm „mieszczanin“. Niemand wäre in Polen jedoch auf die Idee gekommen, „*komitety mieszczańskie*“ zu gründen. Vielleicht erklärt sich der Bedeutungszuwachs des Begriffs „obywatele“ mit dem Bedeutungszuwachs der Menschen- und Bürgerrechte (*prawa człowieka i obywatela*); ein bildungsbürgerlicher Traditionsbestand drückt sich darin nicht aus.

Trotz allem Zweifel an der These von den „roten Bürgern“ sei nochmals betont, dass Arndt ein sehr lesenswertes Buch vorlegt, in dem sie jenen systematischen Blick auf die sozialen Hintergründe und Wertvorstellungen von Dissidenz einnimmt, den die anderen Autoren ihren Leser/innen überlassen.

### Gab es Dissidenz?

Was bleibt nun von Dissidenz als transnationalem Phänomen? Handelte es sich hierbei um national unterschiedliche Protestformen, die nur im Blick westlicher Beobachter als ein zusammenhängendes Phänomen erschienen? Vergleicht man *Worlds of Dissent* mit den Erkenntnissen der Bücher zu Polen, dann zeigen sich zunächst erhebliche Unterschiede. Im Vergleich zur Charta 77 fällt z.B. auf, dass in Polen schon früher explizit politische Positionen gegen das System bezogen wurden. Bereits Anfang der 1970er Jahre entwickelte Kuroń Ideen einer grundlegenden Umgestaltung des politischen Systems durch soziale Bewegungen; gegen Ende des Jahrzehnts hatte sich polnische Dissidenz schon von einer reinen Verteidigung von Menschenrechten zu einer klarer politischen Opposition gewandelt (Friszke, *Czas*, S. 428). Ein weiterer großer Unterschied zur tschechoslowakischen Situation war, dass mit der Emigrationszeitschrift *Kultura* sowie den Klubs der Katholischen Intelligenz Periodika und Diskussionsforen bereit standen, in denen sich unabhängiges politisches Denken in gewissen Bahnen entwickeln konnte. Durch den entstehenden Dialog zwischen linken und (links-)katholischen Intellektuellen sowie die Rolle der römisch-katholischen Kirche in Polen hatte die dortige Dissidentenbewegung einen viel expliziter christlichen Zungenschlag als in der ČSSR.

Gleichzeitig lassen sich zwischen den beiden Ausprägungen von Dissidenz auch erhebliche Ähnlichkeiten feststellen. Auch bei den polnischen Intellektuellen verzerrt der Blick auf „1989“ mehr als er erhellt. Es frappieren vielmehr die beständigen biografischen Brüche und politischen Niederlagen, die insbesondere Kurońs Lebensweg charakterisierten: die enttäuschten Hoffnungen auf einen polnischen Weg zum Sozialismus nach 1956, die erste Gefängnishaft nach dem offenen Brief 1964, die Unterdrückung der Studentenproteste von 1968 unter antisemitischen Vorzeichen und die zweite Haftzeit sowie schließlich die 1970er Jahre, die Kuroń arbeitslos und unter ständiger Beobachtung des SB verbrachte. Parallel zu Boltons Beobachtungen zum Samisdat als kultureller Praxis arbeitet Skórzyński den totalen Verlust an Privatsphäre in einem „abgehörten Leben“ heraus (Skórzyński, S. 311-334). Entgegen polnischen Selbstbildern zeigt sich weiter, dass Kuroń anfangs deutlich ängstlicher war als die Prager Intellektuellen; erst 1976 wagte er den Schritt, Samisdat zu produzieren.

Eine weitere Parallele zur Situation in der Tschechoslowakei ist die Tatsache, dass 1968 ein Schlüsseljahr war. Trotz aller Kritik an den politischen Zuständen im Polen Władysław Gomułkas sahen die Warschauer Studenten um Michnik die Volksrepublik als ihren Staat an. Die Repressionen von 1968 waren daher, wie Gawin richtig schreibt, ein Trauma; sie zerstörten jenes Gefühl von Sicherheit, das sie als Kinder des Warschauer Establishments hatten. Indem das Regime den jüdischen Hintergrund der Studenten und ihrer Eltern zum Aufhänger einer öffentlichen Diffamierungskampagne machte, diskreditierte es sich in ihren Augen vollständig. Die Repressionen von 1968 zerstörten eine Lebenswelt.

Auch die polnischen Diskussionen der frühen 1970er Jahre waren also – trotz Kurońs Plänen der Organisation breiter sozialer Bewegungen – eher eine Zeit intellektueller Selbstbehauptung als Ausdruck einer politischen Strategie. Kuroń selbst sprach rückblickend von einer „Konspiration mit dem Ziel, gemeinsam nichts zu tun“ (Skórzyński, S. 32). Die Rolle, die Havel's offener Brief von 1975 für die Prager Intellektuellen spielte, wurde in Polen von Leszek Kołakowski's *Tezy o nadziei i beznadziejności* (Thesen über Hoffnung und Hoffnungslosigkeit) (1971) und *Sprawa polska* (Die polnische Frage) (1973) übernommen (Gawin, S. 310-323). Dabei fällt außerdem eine Übereinstimmung in Analyse und Begrifflichkeit auf. Ähnlich wie später Havel argumentierte auch Kołakowski, dass die Macht des Systems auf seiner Fähigkeit beruhte, Menschen zur Teilhabe an einem Diskurs zu zwingen, der von offensichtlichen Lügen durchsetzt war. Kołakowski's „Leben in Würde“ nahm Havel's „Leben in Wahrheit“ vorweg; letzterer Begriff fand sich im Übrigen, unter Bezugnahme auf Kołakowski und Aleksandr Solženicyn, schon vor der Veröffentlichung der *Macht der Machtlosen* in Michnik's Essay *Kościół – lewica – dialog*<sup>5</sup>.

Damit sind wir bei möglichen Verbindungen zwischen den Dissidentenbewegungen angelangt. Zunächst fällt hier auf, dass Arndt, Bolton und Gawin keine derartigen Wechselwirkungen feststellen; Dissidenz war daher nicht in dem Sinn ein transnationales Phänomen, dass Menschen in unterschiedlichen Ländern ein Programm gemeinsam entwickelt oder sogar koordiniert umgesetzt hätten. In diesem Kontext zeigt sich aber nun der Wert von Friszkes und Skórzyński's penibler Durchsicht der Akten des Sicherheitsdienstes. Denn trotz aller Probleme fangen diese Quellen doch die „Begleitmusik“ der Diskussionen der 1970er Jahre ein – jene Themen, die alle beschäftigten und diskutierten, aber vielleicht gerade deshalb nicht in Texten extra erwähnt wurden. Zumindest im polnischen Fall gehörte hierzu der enorme Eindruck, den die sowjetische Menschenrechtsbewegung auf die Polen machte; während die Schlussakte von Helsinki zunächst negativ wahrgenommen wurde, elektrisierte die Nachricht vom Friedensnobelpreis für Andrej Sacharov das Warschauer Milieu (Skórzyński, S. 33, 58 f.; Friszke, *Czas*, S. 79, 81).

Auch die Ereignisse in der Tschechoslowakei wurden in Polen wahrgenommen. Anfang 1977 hatte man bereits seit einiger Zeit über die Gründung eines Menschenrechtskomitees oder einer polnischen Sektion von Amnesty International diskutiert; die Charta 77 wurde als Vorbild wahrgenommen (Friszke, *Czas*, S. 172, 176). Und auch wenn die direkten Kontakte zwischen KOR und Charta 77 im Sommer und Herbst 1978 nur punktuelle Ereignisse waren, ist doch bemerkenswert, dass die Idee für Havel's *Macht der Machtlosen* auf eines dieser Treffen zurückgeht und der Text fast gleichzeitig im tschechoslowakischen und polnischen Samisdat erschien (Arndt, S. 226; Friszke, *Czas*, S. 312, 426).

Dissidenz, so scheint es, war nur punktuell eine transnationale Aktionsgemeinschaft, z.B. als das KOR einen gemeinsamen Hungerstreik mit tschechoslowakischen Dissidenten abhielt, um gegen die Verhaftung von Havel und anderen zu protestieren (Friszke, *Czas*, S. 427-433). Durchgängig aber war Dissidenz eine transnationale Verstehensgemeinschaft

<sup>5</sup> ADAM MICHNIK: *Kościół, lewica, dialog* [Die Kirche, die Linke, der Dialog], Paris 1977, S. 88; vgl. ALEKSANDR SOLŻENICYN: *Offener Brief an die sowjetische Führung*, Darmstadt 1980.



– aufgrund ähnlicher Lebenswelten, wechselseitiger Wahrnehmungen und dem Wandern von Ideen und Texten entwickelten Intellektuelle in Moskau, Warschau und Prag gemeinsame Vorstellungen vom Leben und Widerstand in „totalitären“ Systemen.

Dies führt schließlich zu den Menschenrechten. Alle besprochenen Arbeiten relativieren deutlich die Rolle der KSZE-Schlussakte als Impuls für die Entstehung von Dissidenz – zuerst kam der Entschluss, Dissens zum Regime öffentlich zu machen, und dann erst der Bezug auf die Schlussakte (Skórzyński, S. 61 ff.). In Polen war die Hinwendung zu Menschenrechten eine Frucht des christlich-laikalen Dialogs der frühen 1970er Jahre (Gawin, S. 218 ff.); in der Tschechoslowakei war sie eng mit dem Streben nach einer Authentizität menschlichen Lebens verknüpft. Gleichwohl unterstreichen alle Arbeiten aber auch, wie wichtig Menschenrechte und internationale Abkommen für Dissidenz waren. Ein alltagsgeschichtlicher Blick auf Dissidenz ist somit kein Gegenentwurf zu einem transnationalen Ansatz; beide sind Teil des gleichen Projekts.

Warszawa

Robert Brier

**Stereotypen, Vorurteile, Völkerbilder in Ost und West in Wissenschaft und Unterricht.** Eine Bibliographie. Teil 2. Hrsg. von Johannes Hoffmann. (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Bd. 1,2.) Harrassowitz. Wiesbaden 2008. 610 S. ISBN 978-3-447-03876-8. (€ 98,-)

**Stereotypen, Vorurteile, Völkerbilder in Ost und West in Wissenschaft und Unterricht.** Eine Bibliographie. Teil 3. Hrsg. von Johannes Hoffmann. (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Bd. 1,3.) Harrassowitz. Wiesbaden 2006. 686 S. ISBN 978-3-447-05437-9. (€ 148,-)

**Stereotypen, Vorurteile, Völkerbilder in Ost und West in Wissenschaft und Unterricht.** Eine Bibliographie. Teil 4. Hrsg. von Johannes Hoffmann, Madlen Benthin und Thomas Dahmen. (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, Bd. 1,4.) Harrassowitz. Wiesbaden 2012. 560 S. ISBN 978-3-447-06834-5. (€ 98,-)

Die wissenschaftliche Gemeinschaft wird in wenigen Jahren den 100. Jahrestag des Begriffs „Stereotyp“ begehen können, den bekanntlich der amerikanische Publizist Walter Lippmann in seinem 1922 in New York erschienenen Werk *Public Opinion* geprägt hat. Die Existenz von Stereotypen lässt sich jedoch problemlos bis ins frühe Altertum zurückverfolgen und hat in unzähligen textuellen, visuellen und akustischen Quellen in aller Welt ihren Niederschlag gefunden. Diese Quellen haben auch schon lange vor der Begriffsprägung des „Stereotyps“ als sozialer Denkkategorie als „Völkerbilder“, „Voreingenommenheiten“ oder „Vorurteile“ das Interesse von Historikern, Ethnologen, Literaturwissenschaftlern, Soziologen und Angehörigen weiterer Disziplinen gefunden. Dementsprechend hat die Forschungsliteratur zu nationalen, ethnischen oder sozialen Stereotypen inzwischen ein kaum mehr zu überschauendes Ausmaß angenommen.

Gedruckte Spezialbibliografien scheinen in den letzten Jahren etwas aus der Mode gekommen zu sein, seitdem vollständige elektronische Literaturverzeichnisse im Internet auf unterschiedlichste Fragestellungen hin durchsucht werden können. Ihr Rückgang hat aber auch damit zu tun, dass nur noch wenigen wissenschaftlichen Institutionen finanzielle Mittel für derartige Langzeitprojekte zur Verfügung stehen. Umso verdienstvoller ist das Unterfangen anzusehen, das unter der Leitung von Johannes Hoffmann zwischenzeitlich auf vier Bände angewachsen ist.

Die einzelnen Bände, die eine gewisse Periodisierung der Literatur widerspiegeln, sind nach acht Hauptrubriken gegliedert. Auf die thematischen Rubriken „Friedens- und Konfliktproblematik“ sowie „Stereotypen, Vorurteile, Völkerbilder in Wissenschaft und Unterricht“ folgen die räumlichen Rubriken „Deutschlandbilder/Osteuropabilder“, „Afrika“, „Amerika“, „Asien“, „Australien“ und „Europa“. Ein umfangreiches Personenregister ermöglicht dem Benutzer den zusätzlichen Zugang nach Autorennamen. Diese Einteilung ist

im Prinzip benutzerfreundlich konzipiert, zumal Unterrubriken wie „Das Preußen-Bild“, „Das Osteuropa-, Ostmitteleuropa- und Südosteuropabild/Das Bild der ‚Slawen‘ allgemein“ oder „Islam/Byzanz und Europa“ sich als sehr hilfreich für diesen besonderen Sektor der Ostmitteleuropaforschung im Hinblick auf vergangene und gegenwärtige Wahrnehmungen erweisen. Auch die noch heute relevante Frage der Stereotypisierung der „neuen Bundesländer“ aus Sicht der Bewohner der alten Bundesrepublik ist als eigene Rubrik in die Bibliografie mit integriert worden. Aufgenommen worden sind Monografien, Beiträge aus Sammelbänden und Zeitschriften, aber auch Gelegenheitsschriften zu speziellen Themen. Bei manchen Sammelbänden werden sogar unter dem allgemeinen Titel noch einzelne, besonders einschlägige Aufsätze angeführt, wobei bei dieser löblichen Praxis keine einheitliche Handhabung festgestellt werden kann.

Insgesamt ist damit ein sehr nützliches und brauchbares Hilfsmittel entstanden, das alle Wissenschaftler, deren Forschungsinteressen in den Bereichen Stereotypenforschung, Vorurteilsforschung oder Friedens- und Konfliktforschung liegen, ansprechen muss. Überzeugend ist auch der globale Anspruch, der keinen Kontinent, kein Land dieser Erde unberücksichtigt gelassen hat.

Allerdings hätte man sich noch etwas mehr Anleitung und theoretische Gedanken zu dem Problem gewünscht. Etwas knapp und dürftig fallen die Vorworte aus, die sich zudem mit Allgemeinplätzen – „Wir alle haben Vorurteile und sind zugleich von Vorurteilen betroffen“ (Bd. 4, S. IX) – begnügen und die Genese des Bibliografieprojektes referieren. Es geht zurück auf einen 1980 in Bonn unter dem Titel „Internationale Kulturbeziehungen. Brücke über Grenzen“ abgehaltenen Kongress. Eine tiefergehende Reflexion zur Auswahl und zur Anordnung der in der Bibliografie erfassten Titel lassen diese Vorworte jedoch vermissen. Mit den im zweiten Band nachgedruckten „12 Thesen zur Stereotypenforschung“ von Hans Henning Hahn<sup>1</sup> wird zwar ein unverzichtbares theoretisches Gerüst und eine intellektuelle Inspiration geliefert, doch findet eine weitere methodisch-praktische Einbettung dieses wichtigen Ansatzes oder eine dezidierte Führung des Lesers nicht statt. Gerade bei der offensichtlichen Ausrichtung auf die Schulpädagogik wäre beispielsweise die Frage nach der praktischen Nutzbarmachung von Stereotypen als Unterrichtsgegenstand nicht unerheblich gewesen.

Das Vorwort zum vierten Band offenbart einen etwas schlichten Umgang mit der Rolle von Stereotypen und Vorurteilen in der deutschen Geschichte, war doch der „Wille zu Friede und Völkerverständigung“ in der deutschen Gesellschaft beileibe nicht erst nach 1945 aufgrund der vorausgegangenen Diktatur- und Kriegserfahrung vorhanden, er wurde auch schon im 19. Jh. von wohlmeinenden Demokraten, Liberalen und Sozialisten artikuliert. Auch nach dem Ersten Weltkrieg existierte dieser Wille bereits unüberhörbar. Das weiter unten angeführte Beispielthema „Flucht und Vertreibung“ scheint im Kontext der Stereotypenbewältigung nicht nur unglücklich gewählt, sondern birgt auch selbst die Gefahr einer neuen Stereotypisierung. Während die „seit gut zehn Jahren zu beobachtenden Bemühungen in Deutschland, Flucht und Vertreibung durch Ausstellungen und Denkmäler einen sichtbareren Platz in der nationalen Erinnerungskultur zu geben“, von den Hrsg. als positives Beispiel für die Überwindung von Stereotypen und für Aussöhnung erwähnt werden, identifizieren sie „eine Unzahl unnötiger Verdächtigungen“ diesbezüglich in erster Linie „in Polen, Tschechien und Ungarn“ (Bd. 4, S. IX). Diese Dichotomisierung geht an den Realitäten vorbei: Tschechien hat sich seit der bilateralen Erklärung von 1997 offiziell jeglicher Kommentierung der deutschen Geschichtspolitik enthalten, Ungarn hingegen durch die Einführung eines Gedenktages für die deutschen Vertriebenen längst die

<sup>1</sup> Ursprünglich: HANS HENNING HAHN: 12 Thesen zur Stereotypenforschung, in: DERS., ELENA MANNOVÁ (Hrsg.): Nationale Wahrnehmung und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur historischen Stereotypenforschung, Frankfurt a.M. u.a. 2007, S. 15-24.

offizielle deutsche Lesart der Geschichte übernommen. Wie die Arbeiten von Tim Völke-ring, Eva und Hans Henning Hahn, Stephan Scholz, Jeffrey Luppés und anderen Wissen-schaftlern belegen, sind Ausstellungen und Denkmäler schlecht gewählte Beispiele für ei-ne Überwindung von Stereotypen. Gerade durch ihre zugespitzte Darstellungsform tragen Ausstellungen und Denkmäler in der Regel eher zur Schaffung und Implementierung neuer Stereotypen in diesem Bereich bei.

Trotz dieser kleinen Einwände ist die von Hoffmann konzipierte Bibliografie ein aus-gezeichnetes Hilfsmittel für unterschiedlichste Fachdisziplinen. Sie fortzuführen wäre eine verdienstvolle Aufgabe. Allerdings sollte dabei im digitalen Zeitalter nicht mehr an eine gedruckte Ausgabe gedacht werden, sondern an eine Online-Bibliografie in Form einer nach Namen, Orten, Ländern und Stichworten recherchierbaren Datenbank. Darin könnten jederzeit Korrekturen und Ergänzungen vorgenommen werden, so dass die mühselige Suche nach einschlägiger Fachliteratur in zwischenzeitlich vier oder künftig weiteren Ein-zelbänden entfallen könnte. Darin könnte dann auch die bisher nur unvollständig vertre-tene Literatur aus dem angelsächsischen Bereich, aber auch aus Frankreich und vor allem aus dem östlichen Europa in noch stärkerem Umfang aufgenommen werden. Eine elektro-nische Bibliografie hätte den weiteren Vorteil, dass die manchmal etwas einseitig wirk-ende Zuteilung eines Titels zu lediglich einer inhaltlichen Kategorie überwunden werden würde.

Oldenburg

Tobias Weger

**Christoph Schmidt: Pilger, Popen und Propheten.** Eine Religionsgeschichte Osteuro-pas. Schönigh. Paderborn 2014. 293 S., Ill. ISBN 978-3-506-77265-7. (€ 34,90.)

Der Titel suggeriert eine populäre Darstellung, die dieses Buch jedoch nicht liefert. Wer es mit Gewinn lesen will, muss über fortgeschrittene Kenntnisse in Religionswissenschaft sowie in osteuropäischer Geschichte, Geografie und Volkskunde verfügen. Er oder sie muss bereits wissen, wer die Baškiren und Čeremissen sind, wo die Kama und die Vjatka fließen, wo Šklov und Beloozero liegen. Wo das Buch vom Judentum handelt, muss er zwischen sephardischen und aschkenasischen Juden unterscheiden können und wissen, was Cheder, Mikwe, Jeschiwah und Pilpul sind. Bei der Behandlung des Islam muss ihm bekannt sein, was die Umma und was ein Dhikr ist und wo der Zamzam-Brunnen liegt. Wenn er auf das Wort „Madaris“ stößt, sollte er schon wissen, dass es sich um den Plural von „Madrasa“ handelt, wobei ihm zu wünschen ist, dass er dann nicht auch noch heraus-finden muss, was in einer Madrasa geschieht. Selbst beim Christentum muss er so beschla-gen sein, dass er weiß, was der Raskol, Adorantismus, die Augustana und die pädagogi-schen Prinzipien August Hermann Franckes sind. Das Buch verfügt zwar über ein Glossar, in dem aber alle diese und noch viele andere Begriffe nicht vorkommen, während die, die dort aufgeführt werden, oft recht oberflächlich erklärt sind. Übrigens ist auch das Perso-nenregister bei Weitem nicht vollständig.

Eher schon kann man vom Untertitel auf den Inhalt schließen. Der unbestimmte Artikel ist Programm. Wir haben es mit einer ausgesprochen subjektiven Darstellung zu tun. Die Intention ließe sich dahin zusammenfassen, dass hier ein Osteuropahistoriker die Gedan-ken vorlegt, die ihm im Lauf der Zeit zum Thema der Religion in seinem Fachgebiet ge-kommen sind. Die Darstellung legt auch weder den gängigen engen noch den weiten Be-griff von „Osteuropa“ zugrunde, denn sie beschränkt sich nicht auf Russland, Weißruss-land und die Ukraine, sondern bezieht auch Polen ein, nicht aber Böhmen, Ungarn, Rumä-nien usw. Sie soll außerdem erklärtermaßen keine Kirchengeschichte, sondern eine Reli-gionsgeschichte sein, d.h. sich vor allem auf das persönliche religiöse Erleben der Bewoh-ner dieser Region beziehen. Denn die religiöse Vielfalt war und ist hier nach Meinung von Christoph Schmidt wesentlich größer als in Westeuropa, und dies gelte ebenso für die Einwirkungen der verschiedenen Religionen aufeinander. All das sei von der Historiogra-fie im 20. Jh. aber sträflich vernachlässigt worden. Umso erstaunlicher kann es dann er-

scheinen, dass der Vf. bei seinen Lesern so große Vorkenntnisse voraussetzt. Das gilt zumindest im Fall von Christentum, Judentum und Islam, um deren religiöse Eigenart und Organisationsformen man schon wissen sollte, während Sch. beim Buddhismus und beim Schamanismus etwas mehr an Grundkenntnissen vermittelt.

Dem Vf. selbst kann man Kenntnisreichtum auf seinem Gebiet nicht absprechen. Er besitzt ein Interesse an und ein Verständnis für Religion, das jüngeren Historikern heute oft schon abgeht. Seine Belesenheit scheint im Text immer wieder durch, auch wenn er sich eigentlich nie auf eine Diskussion mit anderen Forschungsmeinungen einlässt. Im Vordergrund stehen seine eigenen Urteile, die einerseits von seiner Kreativität zeugen, die er aber sehr schnell und apodiktisch fällt und die ihm der Leser – wenn er nicht ein absoluter Experte auf dem Gebiet ist – nur glauben kann. So nimmt Schmidt etwa die Existenz einer „Urreligion“ an, der er bestimmte Eigenschaften zuordnet, die nach seiner Meinung in allen Religionen auftauchen: Erleben des Kosmos als eines Ganzen, Kapitalismuskritik, Gegensatz zwischen individueller Religion und Kirche, Reinheitsgebote als Dämonenschutz, Leichenschmaus zur Bekräftigung der Gemeinschaft, Glaube an das Leben nach dem Tod (S. 259).

Sch. ist sich der Problematik mit den Quellen, wenn es um persönliches religiöses Erleben geht, durchaus bewusst. Aber er gleicht dies aus durch den Anspruch, Religiosität und ihre Motivation psychologisch durchschauen zu können, wenn man nur ihre äußere Erscheinung in den Blick nimmt. Das lässt ihn oft überraschende Parallelen zwischen religiösen Gruppen ziehen, etwa zwischen orthodoxen Altgläubigen und jüdischen Chassidim, die sich beide von amtskirchlicher Enge und aufklärerischen Tendenzen ab- und Tradition und Gefühl zugewandt hätten. Ähnlichkeiten sieht Sch. auch zwischen den islamischen Sufis und den christlichen Eremiten, die beide das Schicksal des ewigen Außenseiters hätten tragen müssen. Ebenso findet er Parallelen zwischen Christentum und Marxismus, allerdings muss man nicht unbedingt seine Ansicht teilen, beim Roten Stern handle es sich um „nichts anderes als eine Variante zum Stern von Bethlehem“ (S. 227).

Ein weiteres Anzeichen für die Subjektivität in der Herangehensweise ist die Neigung, sich mehr für die religiösen Außenseiter zu interessieren als für den Mainstream und die „Amtskirchen“. Bei der Behandlung Polens in der frühen Neuzeit widmet Sch. den Antitrinitariern und Täufern mehr Raum als den Katholiken, Calvinisten und Lutheranern. Ähnlich verhält es sich beim Judentum mit dem Chassidismus und beim Islam mit dem Sufismus.

Die Sprunghaftigkeit der Argumentation macht es auch schwierig, einen roten Faden in dem Buch auszumachen. Wenn man einen solchen benennen sollte, so wäre es vielleicht der Prozess der Säkularisierung und seine verschlungenen Pfade in den verschiedenen Religionen und religiösen Strömungen. Aber auch dies steht quer zu der Feststellung, von der das Buch seinen Ausgang nimmt, dass nämlich in Osteuropa nach dem Zusammenbruch des Kommunismus die Religion wieder aufgelebt sei. Eine zusammenhängende Lehre gewinnt der Leser durch die Lektüre kaum. Er kann sich immerhin zum eigenen Nachdenken inspirieren lassen.

Freiburg

Martin Faber

**Maddalena Betti: The Making of Christian Moravia (858-882).** Papal Power and Political Reality. (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450-1450, Bd. 24.) Brill, Leiden u.a. 2014. XIII, 251 S., Kt. ISBN 978-90-04-21187-2 (€ 103,-)

Die Problematik der politischen Organisation des überwiegend (Groß-)Mähren genannten Reiches stellt einen wesentlichen Teil nicht nur der frühmittelalterlichen Geschichte der slawischen Länder, sondern auch der gesamteuropäischen Geschichte des 9. Jh. dar. Es handelt sich um eines der frühesten quellenmäßig erfassbaren und das erste gesamtlawische Staatswesen von zumindest mitteleuropäischer Bedeutung überhaupt. Die Christianisierung und die Herausbildung seiner kirchlichen Organisation sind dabei als integraler

Bestandteil dieser Problematik zu betrachten. Die Quellengrundlage für den Zeitraum und die Region ist sogar relativ umfangreich, auch wenn sie uneinheitlich und von unterschiedlicher Provenienz ist, was es nicht einfach macht, zu eindeutigen Ergebnissen zu gelangen. Es verwundert daher nicht, dass viele Probleme trotz der seit fast zweihundert Jahren andauernden Forschungen und wissenschaftlichen Diskussionen noch nicht gelöst sind. Das imponierende vielsprachige Literaturverzeichnis der hier zu rezensierenden Arbeit (Quellen S. 223-227, Fachliteratur S. 227-245) lässt erahnen, welcher Forschungsaufwand von Maddalena Betti betrieben wurde. Dieser war jedoch auch notwendig, um zu wirklich wesentlichen Resultaten kommen zu können.

Die außerwissenschaftlichen Verwicklungen der großmährischen Problematik erleichtern dem Historiker der frühen slawischen Herrschaftsgebilde die Aufgabe keineswegs, auch wenn diese mit Blick auf die historische Traditionsbildung zu Großmähren und deren gesellschaftlich-politische Bedingtheit vom Mittelalter bis zum heutigen Tag gewiss wichtig sind. B. ist sich dessen bewusst, und obwohl der Schwerpunkt ihrer Ausführungen auf den Ereignissen und Prozessen des 9. Jh. liegt, widmet sie diesen Verwicklungen doch die nötige Aufmerksamkeit.

Die Arbeit, die auf Grundlage einer Dissertation an der Universität Padua von 2008 entstanden ist, setzt sich aus drei Hauptteilen sowie dem Fazit zusammen und ist mit 5 Karten, dem erwähnten Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Index ausgestattet. Thema des ersten Teils sind die Sichtweisen und Differenzen in der Überlieferung und Historiografie der letzten zwei Jahrhunderte in der Frage der Entstehung und Lokalisierung der Erzdiözese des Hl. Method. Die Ausführungen der Autorin zu Einordnung und Rolle der Mission und des Werks von Method im Hinblick auf die romantische Slawophilie, die geistige Erweckung der Slawen, die ökumenischen Bestrebungen der römischen Kurie, die tschechoslowakische und heutige tschechische und slowakische Ideologie wie auch die Präsentation der gewichtigeren Standpunkte von Gelehrten (Palacký, Dvorník, Boba, Eggers) fallen stellenweise etwas knapp aus, was verständlich ist, bilden letztlich aber eine gute Einführung in die Problematik und das Gestrüpp jahrhundertalter wissenschaftlicher Polemiken. Den Kern der Monografie bilden die beiden nächsten Kapitel: „The Origins of the Methodian Diocese during the Pontificates of Nicholas I (858-867) and Hadrian II (867-872)“ und „The Pannonian-Moravian Diocese in the Letters of Pope John VIII (872-882): Papal Strategies and Language“. Jeder der drei Teile endet mit einer Zusammenfassung, unabhängig von den generellen Schlussfolgerungen am Ende des Buches.

Es fällt schwer, im Rahmen einer knappen Rezension den Inhalt dieser Monografie detaillierter darzustellen. Es besteht jedoch kein Zweifel, dass sie in der Historiografie zu Method einen gewichtigen Platz einnehmen wird. Dies wird vor allem durch die subtile Analyse der Quellen unter besonderer Betonung des in der Forschung nicht immer gewürdigten Aspekts der zeitlichen, gesellschaftlichen und ideologischen Heterogenität der Dokumente erreicht, die aus der komplizierten und keineswegs gradlinigen Strategie der Römischen Kurie sowie der politischen Manöver, an denen zusätzlich auch das Byzantinische Reich, das Patriarchat von Konstantinopel, das Königreich der Ostfranken, das bayerische Episkopat sowie die sich im Handlungsraum von Konstantin und Method bildenden slawischen politischen Subjekte beteiligt waren, resultiert. Am häufigsten und nicht immer ausreichend kritisch werden Quellen slawischer Provenienz benutzt (vor allem Hagiografien der beiden Missionare), die einen speziellen Standpunkt abbilden und nur geringfügige Bestätigung in den Quellen päpstlicher Provenienz (Papstbriefe, *Vita Constantini-Cyricum translatione S. Clementis*) finden. Letztere spiegeln das Mäandern der Kurienpolitik gegenüber der Slawen-Mission besser wider. Diese Politik resultierte vor allem aus der Rivalität mit dem Patriarchat von Konstantinopel, musste aber auch die Komplexität der Beziehungen zu den ostfränkischen Herrschern und dem bayerischen Episkopat berücksichtigen, umso mehr, als die östlich der Grenzen des postkarolingischen Reiches gelegenen Gebiete zur Interessen- und Einflussphäre dieser beiden Machtzentren gehörten. In diesem Zusammenhang ist auch die bereits vor Kyrill und Method erfolgte Christianisie-

rungsaktion zu beachten. Schließlich konnte die päpstliche Politik auch nicht gleichgültig bleiben gegenüber den sich herausbildenden slawischen politischen Akteuren, speziell den großmährischen Herrschern. Anfangs war Bulgarien das Hauptziel der päpstlichen Bemühungen. Als dies jedoch definitiv in den byzantinischen Einflussbereich geraten war, verlagerte sich der Schwerpunkt der päpstlichen Politik auf das Einzugsgebiet der mittleren Donau. Den „revisionistischen“ Ansichten von Imre Boba und Martin Eggers, die das Tätigkeitsgebiet der „Slawenapostel“ und damit zugleich das Kerngebiet der politischen Organisation der dortigen Slawen südlich (Boba) bzw. östlich (Eggers) der Donau ansetzen, begegnet B. mit gesunder Skepsis und stellt sich auf die Seite der traditionellen Sichtweise (Mähren und Slowakei). Da man erst ab dem Jahr 880 von einer festgelegten territorialen Gestalt der Kirchenprovinz des Method sprechen kann, dürften Versuche, eine derartige Gestalt und damit wenigstens annähernd das Machtgebiet der großmährischen Herrscher auf Basis früherer Quellen zu bestimmen, nach Auffassung der Autorin nicht von Erfolg gekrönt sein.

Die starke Seite der Studie bildet die solide Benutzung sowohl der westlichen als auch der in den slawischen Ländern erschienenen Fachliteratur. Von Letzterer werden vor allem in Tschechien und der Slowakei entstandene Arbeiten herangezogen; die Benutzung der polnischsprachigen Literatur fällt als Einzige unter den fremdsprachigen verhältnismäßig schwach aus. Die Argumentation ist klar, die Schlussfolgerungen sind in der Regel gut begründet. Mit Interesse darf man der weiteren Diskussion entgegensehen, insbesondere etwa einem Vergleich dieser Monografie mit der fast gleichzeitig erschienenen Studie des tschechischen Historikers Vladimír Vavřínek.<sup>1</sup>

Poznań

Jerzy Strzelczyk

<sup>1</sup> VLADIMÍR VAVŘÍNEK: Cyril a Metoděj mezi Konstantinopoli a Římem [Kyrill und Method zwischen Konstantinopel und Rom], Praha 2013.

**Chronik der Polen des Magister Vincentius.** Hrsg. von Eduard Mü h l e. (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. 48.) Wiss. Buchges. Darmstadt 2014. 424 S. ISBN 978-3-534-24775-2. (€ 79,95.)

Die Chronik des polnischen Magister Vincentius (später „Kadłubek“ genannt) zählt zu den bedeutendsten Quellen der früh- und hochmittelalterlichen Geschichte Polens. Es ist daher das große Verdienst des Osteuropahistorikers und Mediävisten Eduard Mü h l e, die Chronik des Magister Vincentius erstmals in vollständiger deutscher Übersetzung vorzulegen. Das Fehlen einer deutschen Übersetzung ist umso erstaunlicher, als die *Chronica Polonorum* als „ein zentrales Denkmal der ‚Nationalkultur‘, das über Jahrhunderte das historische und literarische Bewusstsein der Polen mitgeprägt hat“, gilt (S. 11). Die Übersetzung ist zudem deshalb hilfreich, weil Vincentius’ Latein zwar hochgelehrt (systematisch latinisiert er slawische Namen und Begriffe), aber auch komplex und daher nur schwer verständlich ist, zumal die Chronik im *ornatus gravis* verfasst ist. Der Chronist demonstriert seine klassische Bildung und präferiert rhetorische Mittel und Anspielungen, wobei seine eigenen Urteile oft in den komplexen Strukturen verborgen sind. Die große Gelehrsamkeit des Vincentius belegen die Quellen und Vorlagen, zu denen etwa Ambrosius von Mailand, Aristoteles, Cicero, kirchliche Rechtsliteratur, die Bibel, Ovid, Vergil und Seneca gehören. Im 15. Jh. galt die Chronik zunächst als Geschichts- und Rhetoriklehrbuch, aber schon in der zweiten Jahrhunderthälfte wurde Vincentius gerade wegen der eingeschobenen legendenhaften Erzählungen zunehmend kritisch betrachtet, was sich über die Zeit des Positivismus bis in die 1950er Jahre fortsetzte. Hinsichtlich des lateinischen Textes orien-

tiert M. sich im Wesentlichen an der neueren *Monumenta Poloniae Historica*-Edition Marian Plezias<sup>1</sup>, die als maßgeblich anzusehen ist.

M.s umfangreiche und instruktive Einleitung befasst sich eingehend mit der Chronik selbst und ihrem Vf., sie überprüft kritisch den Forschungsstand und revidiert ihn, wo nötig. M. bestätigt mit einiger Sicherheit den Magister, Propst des Sandomirer Kollegiatsstifts zur Heiligen Jungfrau und späteren Bischof von Krakau Vincentius (1208-1218) als Urheber der Chronik. Vincentius wurde zwischen 1150 und 1160 geboren und entstammte einer kleinpolnischen, zur Elite des Landes zählenden Familie. Der spätere Beiname Kadłubek („Rümpfchen“) ist immer noch Teil einer Forschungsdiskussion. In der Einleitung legt M. die Forschungen zu Vincentius und seiner Herkunft, seiner Bildung, seiner Amtsführung, seinen literarischen Vorlagen und seinem Tod im Zisterzienserkloster in Jędrzejów sowie das Nachleben in Form des Seligenkults und des Werks im Detail dar. Der 1223 verstorbene Vincentius wurde von Papst Clemens XIII. 1764 seliggesprochen, nachdem sich sein Kult in und um Jędrzejów entwickelt hatte. Die Abfassung der Chronik fällt in eine Zeit der polnischen Geschichte, die von Fehden gekennzeichnet war und in der die Einheit des piastischen Königreichs zerbrach. Die Senioratsordnung war 1227 zugunsten von fünf gleichrangigen Herzogtümern aufgegeben worden. Der genaue Abfassungszeitraum der Chronik bleibt aber ungewiss (S. 42).

Die *Chronica Polonorum* ist in vier Bücher unterteilt: In den Büchern 1-3 führen der Erzbischof Johannes von Gnesen und der Bischof Matthäus von Krakau einen gelehrten Dialog über die Geschichte Polens und der Piasten seit der Antike bis zu Bolesław IV. (1146-1173), immer wieder durchsetzt von Anekdoten, Legenden und phantastischen Erzählungen, die längst Eingang in die polnische Kultur gefunden haben, so die Geschichte von Wanda und dem Tyrannen oder von dem Waweldrachen. Das 4. Buch, hier konnte Vincentius aus eigenem Erleben schöpfen, erzählt über weite Strecken polnische Geschichte und endet mit dem Herrschaftsantritt von Władysław III. Laskonogi „Dünnbein“ als Seniorherzog im Jahr 1202. Hinzu kommt ein *Epikedeion* auf den Tod Kasimirs II., gestaltet als Streitgedicht in 58 Strophen. Störend wirkt einzig die weitgehende Verschreibung des Namens des baltischen Stammes der Prußen als „Pruzen“ in der deutschen Übersetzung.

Die Absicht des Chronisten besteht in der Erzählung der Geschichte der Piastenherrschaft. Die Anfänge der polnischen Geschichte werden legendenhaft in der Antike verortet und reichen bis in das Jahr 1202. Das Werk besitzt durchaus erzieherische und bildende Kraft und will die Herrschenden zum Wohle des Staates zu Recht und Tugend verpflichten. Vincentius bietet ihnen nachahmenswerte Beispiele und entwickelt damit „eine Art Fürstenspiegel“ (S. 51). Zusätzliche Bemerkungen des Hrsg. zu Textüberlieferung und Texteditionen, bisherigen Teilübersetzungen sowie Quellen und Vorlagen der *Chronica Polonorum* runden das überaus positive Bild dieser vollumfänglich gelungenen Chronik-Edition mit deutschsprachiger Übersetzung für ein breiter interessiertes Publikum ab.

Bonn

Marcus Wüst

<sup>1</sup> MARIAN PLEZIA (Hrsg.): *Magistri Vincentii dicti Kadłubek Chronica Polonorum/Mistrza Wincentego zwanego Kadłubkiem Kronika polska*, Kraków 1994 (*Monumenta Poloniae Historica*, Nova Seria, 11).

**Leonid Arbusow (1882-1951) und die Erforschung des mittelalterlichen Livland.** Hrsg. von Ilvars Mišāns und Klaus Neitmann. (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Bd. 24.) Böhlau. Köln u.a. 2014. 383 S., Ill. ISBN 978-3-412-22214-7. (€ 47,90.)

Der hier zu besprechende Sammelband feiert mit Leonid Arbusow jun. einen der bedeutendsten Historiker zur Geschichte des mittelalterlichen Livlands – mehr als 60 Jahre nach seinem Tod. Der Band ist daher keine klassische Festschrift, obgleich er entsprechende Züge aufweist. Arbusow arbeitete zunächst für die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga und war danach bis zur restriktiven nationallettischen Politik des autoritären Regimes unter Kārlis Ulmanis an der Universität Riga, später an der Reichsuniversität Posen und nach dem Zweiten Weltkrieg in Göttingen tätig. Unter seinen Werken, die auch heute noch stetig von Historikern zitiert werden, stechen seine livländische Reformationsgeschichte und seine quelleneditorischen Arbeiten besonders hervor, aber auch Arbeiten zu den baltischen Völkern im Mittelalter.

Der Sammelband ist dreigeteilt und würdigt im ersten Teil „Leonid Arbusow und sein historiographisches Erbe“ mit Beiträgen zum Leben und Wirken Arbusows ausführlich dessen geschichtswissenschaftliche Leistungen, wobei der zeitliche Abstand zu seinem Leben auch Aussagen zur Wirkungsgeschichte seiner Werke möglich macht. Gleichzeitig werden in diesem Abschnitt seine beruflichen Stationen während der beiden Weltkriege im Rahmen ihrer Auswirkungen auf das Baltikum kontextualisiert. Am Anfang steht eine wissenschaftsbiografische Gesamtschau durch Klaus Neitmann, die von fünf Beiträgen gefolgt wird, die sich einzelner Aspekte annehmen. Von besonderem Interesse scheint die Ankündigung von Mathias Thumser zu sein, dass die quelleneditorischen Arbeiten Arbusows fortgesetzt würden und in absehbarer Zeit mit der Fertigstellung von vier Folio-bänden des *Livländischen Urkundenbuchs* zu rechnen sei, auch die Akten und Rezesse der livländischen Ständetage würden derzeit bearbeitet (S. 121 f.). Ein nützliches Hilfsmittel für künftige Forschungen stellt die Übersicht über die Archivbestände zu Arbusow und ihre Überlieferungsgeschichte aus der Feder von Peter Wörster dar.

Der zweite Teil des Bandes stellt „Neuere Forschungen zur Geschichte des mittelalterlichen Livlands“ vor. Die acht Beiträge sind thematisch-chronologisch angeordnet. Die ersten beiden Beiträge sind der Zeit der blutigen Christianisierung und Eroberung Livlands gewidmet, wobei Tiina Kala als Ziel der Kreuzzugsaufrufe weniger die Bekehrung der baltischen Völker als vielmehr eine Stärkung der Kirchen in den benachbarten Ländern und einen Machtausbau der Kurie in Nord-, Ostmittel- und Osteuropa vermutet. Drei Beiträge nehmen sich der Rolle des Deutschen Ordens im Rahmen der innerlivländischen Machtpolitik des Spätmittelalters an, wobei Juhan Kreem der Auffassung Arbusows widerspricht, der Deutsche Orden sei die einzige den Staatsgedanken tragende Macht Livlands gewesen. Vielmehr sei der Orden ein eigennütziger Landstand gewesen, der nicht mehr Schuld am Zusammenbruch Altlivlands trage als die anderen Stände (S. 295). Paweł Jeziorski betrachtet mit Scharfrichtern und Prostituierten zwei Randgruppen in den größeren livländischen Städten und kommt zu dem Ergebnis, dass mit ihnen in Livland nicht anders umgegangen worden sei als in Westeuropa. Thomas Lange beschreibt Wilhelm von Brandenburg als Figur des Übergangs, der bezogen auf seine staatsmännischen Ambitionen in begrenzten Möglichkeiten gefangen gewesen sei. L. nennt die skeptische Abwehrhaltung Brandenburgs gegen Moskau weitsichtig und seine Versuche einer engeren Anbindung an Polen-Litauen vor und in dem Livländischen Krieg alternativlos (S. 337). Anti Selart folgt in seinem lesenswerten Beitrag neueren Interpretationen des Livländischen Krieges und stellt diesen (auch) als einen Glaubenskrieg dar. Vertreter aller drei Seiten, Lutheraner, Katholiken und Orthodoxe, deuteten den Krieg als gerechte Strafe für Livland, wobei sie sich lediglich in der Betonung der zu sühnenden „Straftat“ unterschieden.

Der abschließende dritte Teil beinhaltet das nach Erscheinungsjahren geordnete Publikationsverzeichnis Arbusows sowie ein Verzeichnis von Nachrufen, Lexikonartikeln und Forschungsliteratur über ihn.



Insgesamt betrachtet ist der Aufbau des Bandes gut geeignet, einen verdienten Forscher zur Geschichte des mittelalterlichen Livlands zu würdigen. Dass es dabei im ersten, wissenschaftsbiografischen Teil des Bandes zu Redundanzen kommt, ermüdet den Leser, der das Buch in Gänze betrachtet, zwar ein wenig, ist aber bei einem Sammelband, dessen einzelne Beiträge auch für sich alleine stehen sollen, nicht zu vermeiden. Der Band deckt ausgewogen das Leben Arbusows und seine Arbeiten ab. Er liefert zudem einen gezielten Einblick in die aktuelle mediävistische Forschung zu Livland. Da hierfür die Werke Arbusows zentral sind, wird der vorliegende Band eine zentrale Rolle sowohl für die moderne Livlandforschung als auch für die Fachgeschichte spielen.

Kiel

Dennis Hormuth

**Christina Link: Der preußische Getreidehandel im 15. Jahrhundert.** Eine Studie zur nordeuropäischen Wirtschaftsgeschichte. (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, Bd. 68.) Böhlau. Köln u.a. 2014. 386 S., zahlr. graph. Darst., Tab. ISBN 978-3-412-22123-2. (€ 49,90.)

Preußen gilt als wichtiger Getreideproduzent und -exporteur in der mittelalterlichen Wirtschaft. Jedoch fehlte bislang eine systematische Auseinandersetzung mit dem preußischen Getreidehandel. Diese Lücke schließt Christina Link durch eine auf umfangreicher Archivarbeit beruhende quantitative Untersuchung. In einem ersten Hauptteil widmet L. sich Umfang und Entwicklungstendenzen des preußischen Getreidehandels im 15. Jh. anhand einer ausführlichen Betrachtung des Exports nach Menge, Wert, Anteil am preußischen Außenhandel, Konjunkturverläufen im Handel, Zielrichtung des Warenverkehrs und einer Verortung der preußischen Zahlen im europäischen Kontext. Der zweite Hauptteil erörtert die Geschichte der Getreidepreise in Preußen anhand von drei aus verschiedenen Kontexten und Orten stammenden „Preiskomplexen“, die untereinander verglichen und schließlich in einen überregionalen Kontext gestellt werden. Die Zusammenführung beider Hauptteile in einer recht kurzen abschließenden Bewertung dient der Erörterung der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung Preußens bzw. des preußischen Getreidehandels im 15. Jh. und der europäischen Bedeutung des Getreidehandels (S. 189-197). Ein wichtiger Beitrag der Arbeit ist die Bereitstellung der erhobenen Daten, deren Zustandekommen und Belastbarkeit die Vf. gut nachvollziehbar darstellt. Die quantitativen Grundlagen der Untersuchung werden im Text mit 38 Tabellen und 62 Grafiken anschaulich präsentiert. Vor allem der umfangreiche Anhang mit den gesammelten preußischen Getreidepreisen (S. 199-373) stellt eine wichtige Grundlage für künftige Forschungen dar.

Die vorgelegten Ergebnisse sind vielfältig und können hier nur anhand einiger Hauptergebnisse, die L. im Laufe der Arbeit entwickelt, vorgestellt werden. Gegenstand der preußischen Exporte waren nach Auskunft der Hafengebühren primär Nahrungsgetreide, so vor allem und mit zunehmender Bedeutung das Brotgetreide Roggen, dann das Luxusgetreide Weizen und in geringem Umfang die zur Bierherstellung benötigte Gerste. Die Exporte wurden ergänzt um die Verarbeitungsprodukte Mehl und Malz. Das Futtergetreide Hafer hingegen muss als Importware charakterisiert werden. Insgesamt beobachtet L. sortenspezifische Muster in der Preisbewegung, die Handelsbedeutung und Verwendungszweck der gehandelten Sorten entsprachen: Roggen als führendes Ausfuhrgetreide und Brotgetreide zur Versorgung der breiten Massen verzeichnete den stärksten Anstieg; Weizen entwickelte sich verzögert dazu. Hafer war als Importware und substituierbares Produkt von niedrigem Preis und keinen starken Schwankungen unterworfen. In der ersten Hälfte des 15. Jh. stammte das exportierte Getreide überwiegend aus Preußen, während der Anteil polnisches Korn am preußischen Getreidehandel im späten 15. Jh. an Bedeutung gewann.

Wert und Menge des Getreidehandels wie auch sein Anteil an den preußischen Ausfuhrer war im Vergleich der in den Hafengebühren überlieferten „Querschnitte“ von 1409 und 1492 im späten 15. Jh. deutlich gestiegen, eine Entwicklung ist aus den Handelsquellen alleine jedoch nicht ablesbar. Auch war im Laufe des 15. Jh. eine langfristige Zunahme des

Nominalpreises zu verzeichnen. Jenseits dieser allgemeinen Tendenzen geben die gemeinsamen Preisbewegungen der preußischen Getreidepreise im Untersuchungszeitraum auch Aufschluss über Phasen der Teuerung bzw. des Preisverfalls, die in Parallelentwicklungen zur allgemeinen Preisentwicklung und spezifische Entwicklungen für Getreide unterschieden werden können. Die Preisentwicklung war dabei nicht an die Erntejahre gebunden, sondern fand, wie bereits für Flandern und Brabant gezeigt (S. 130 f.), in mehrjährigen Zyklen statt. Ein Blick auf preußische Exportzahlen und Getreidepreise im Zusammenspiel lässt letztlich keine kontinuierliche Expansion des preußischen Getreidehandels im 15. Jh. erkennen. Vielmehr wurde die Entwicklung des preußischen Getreidehandels vor allem durch das Preisniveau und innenpolitische Faktoren bestimmt. Während der störende Einfluss der politischen Konflikte der Jahrhundertmitte auf den Getreidehandel wenig überrascht, stellt der positive Zusammenhang zwischen Preisniveau und Exportzahlen eine wichtige neue Erkenntnis dar, die zeigt, dass in Zukunft die dem Getreidehandel zugrundeliegenden Mechanismen näherer Erforschung bedürfen.

Im Lichte der vorgelegten Ergebnisse kann L. drei bislang vorherrschende Standpunkte – der Getreidehandel habe die Agrarverfassung Osteuropas entscheidend beeinflusst, der Deutsche Orden habe im preußischen Getreidehandel eine zentrale Rolle gespielt und Preußen sei bereits im Mittelalter von großer Bedeutung als „Versorger Westeuropas“ gewesen (S. 9-12) – ins rechte Licht rücken. Diesen Thesen ist lt. der Vf. zu entgegen, dass vor dem Hintergrund eines unsteten Getreidehandels kaum Anreize für preußische und polnische Adelige bestanden, Leibeigenschaft zu forcieren, und dass also der Getreidehandel keine bedeutende Auswirkungen auf die Agrarverfassung Osteuropas hatte (S. 195). Weiterhin fehlen Belege, die den Deutschen Orden als bedeutenden Getreidelieferanten oder -exporteur ausweisen, womit keine Konkurrenz zwischen Orden und Städten im Getreidehandel bestand und der Getreidehandel auch keine bedeutende Auswirkung auf die innenpolitischen Konflikte Preußens im 15. Jh. hatte. Zwar waren schätzungsweise zwei Drittel des unverarbeiteten Getreides für Westeuropa bestimmt; auch weisen die exportierten Mengen Danzig bzw. Preußen im nordeuropäischen Vergleich als einen bedeutenden Getreideexporteur aus. Jedoch kann die Vf. zeigen, dass die Bedeutung von preußischem Getreide für die Versorgung des Westens eher als gering einzuschätzen ist. Diese Erkenntnis bestätigen Forschungsarbeiten zur nordwesteuropäischen Getreideversorgung, die eine überwiegend regionale Versorgung des Westens mit Getreide feststellen.

Indem sie die preußischen mit ausländischen Preisen vergleicht, demonstriert L., wie sich die preußischen Daten in einem überregionalen Kontext nutzen lassen. Eine komparative Analyse von Preisniveau und Preisfluktuation von nordeuropäischen Getreidepreisen zeigt für Preußen eher niedrige Preise und hohe Preisschwankungen, was auf eine grundsätzlich geringere ökonomische Entwicklung Preußens im Vergleich zu den westlichen und nördlichen Regionen hindeutet. Jedoch stellt die Vf. insgesamt fest, dass eine „fortschreitende Ökonomisierung Preußens“ (S. 192) im 15. Jh. stattgefunden habe. Betrachte man die preußischen Preise hinsichtlich einer nordeuropäischen Preisintegration, so zeige sich auch für Preußen, dass eine Angleichung von Preisen überwiegend regional stattfand, dass hingegen der überregionale Handel zu unbeständig war, um integrierte Marktpreise zu verursachen.

Viele der vorgelegten Ergebnisse müssen aufgrund der Limitationen des bearbeiteten Materials als vorläufig gelten, sehen sich jedoch in der einbezogenen allgemeinen Forschungsdiskussion zur nordeuropäischen Wirtschaftsgeschichte bestätigt. Die bereitgestellten Daten sollten in Zukunft die Forschung dazu einladen, den hier vorgestellten quantitativen und vergleichenden Ansatz weiter auszubauen, um vor allem überregionale Forschungsergebnisse zur spätmittelalterlichen Wirtschaft gewinnen zu können.

København

Angela Huang

**Tatjana Niemsch: Reval im 16. Jahrhundert.** Erfahrungsräumliche Deutungsmuster städtischer Konflikte. (Kieler Werkstücke. Reihe G: Beiträge zur Frühen Neuzeit, Bd. 6.) Lang, Frankfurt am Main 2013. LX, 207 S. ISBN 978-3-631-62770-9. (€ 49,95.)

Bei der vorliegenden Arbeit von Tatjana Niemsch handelt es sich um die Druckfassung ihrer an der Kieler Universität entstandenen Dissertation, deren Titel in der ursprünglichen Fassung mit „Dinnen und Draußen. [...]“ begann (S. 5) und den Gegenstand dieser Untersuchung – den Bezug zwischen städtischen Konflikten und sich konstituierenden Räumen – sehr gut widerspiegelt. Die Grundannahme ist plausibel und letztlich alltäglich: Das Zusammenleben von Menschen erzeugt Konflikte, die bewältigt werden müssen. Die Betrachtung der Konflikte und der in ihnen erkennbaren Merkmale lässt Aussagen zum Alltagsleben für den Ort des Zusammenlebens – den „Erfahrungsraum“ – zu (S. 22 f.). Dies ist am Beispiel Revals im 16. Jh. offensichtlich besonders gut möglich, da „[d]ie starke Segmentierung der Revaler Gesellschaft sonderlich durch die Zweiteilung in Ober- und Unterstadt und durch ihren Status als Fernhandelsstadt, [...] neben ausgebildeten Koexistenzmechanismen die Entwicklung ausgeprägter Konfliktbewältigungssysteme“ erforderte (S. 22). Eine tiefer gehende Analyse der innerstädtischen Konflikte ist vor allem auch deshalb in Reval gut möglich, weil trotz der „so faszinierende[n] topographischen Nähe von Ober- und Unterstadt“ (S. 27), die zunächst eine weniger ausgeprägte schriftliche und dafür stärkere mündliche Kommunikation unter den Beteiligten vermuten lässt, umfangreiche Materialien im Tallinner Stadtarchiv sowie im Herder-Institut in Marburg überliefert sind (Prozessakten, Stadtbücher, Bürgerbücher usw.), die einen Einblick in die Konflikte der ca. 7000 Einwohner gewähren.

Die Studie umfasst mehrere Kapitel, die hier jedoch nicht ausführlich vorgestellt, sondern nur kurz genannt werden. Nach der Einleitung mit dem üblichen Inhalt (Vorstellung des Themas, Forschungsstand, Fragestellung, Quellen) folgen eine allgemeine Definition städtischer frühneuzeitlicher Konflikte (Kapitel 2), die Vorstellung des Konzepts „Erfahrungsraum als geschichtswissenschaftliche Erkenntniskategorie“ (Kapitel 3) sowie die Erläuterung des Gruppenbildungsprozesses auf Basis von Identität und Alterität (Kapitel 4), die für die Ausbildung eines bestimmten sozialen Handelns sorgt, je nachdem, ob man zur Gruppe in einem bestimmten Erfahrungsraum gehört („Dinnen“) oder nicht („Draußen“) (S. 69 f.). Die Kapitel 5 und 6 sind die beiden Hauptabschnitte der Arbeit und beschreiben die verschiedenen „Revaler Erfahrungsräume im 16. Jahrhundert“ sowie die „Städtische[n] Konflikte in Reval“, die wiederum auf verschiedene Räume bezogen werden. Neben Konflikten zwischen Akteuren aus der Unterstadt (Kapitel 6.2) rücken auch Auseinandersetzungen zwischen Parteien aus der Unter- und Oberstadt (Kapitel 6.1) und solche zwischen Einwohnern oder Institutionen der Stadt und dem Umland (Kapitel 6.3) in den Fokus. An die Schlussbetrachtung schließen sich u.a. ein Abbildungsverzeichnis, ein dreiteiliges Register (Orte, Personen, Sachen) und eine dreisprachige Zusammenfassung (Deutsch, Estnisch, Englisch) an.

N. kann die Kategorie „Erfahrungsraum“ für ihre Untersuchung nutzbar machen und mithilfe verschiedener Ansätze (soziologisch, geografisch, sozialgeschichtlich, kulturgeschichtlich) die städtischen Konflikte erforschen, ohne sich dabei auf offene soziale Unruhen beschränken zu müssen. Demzufolge wurden die Handlungsmotivationen der Beteiligten von den sozialen und topografischen Raumerfahrungen beeinflusst. Dies bedeutet konkret, dass sich die Revaler Einwohner etwa bei äußeren Bedrohungen (z.B. seitens des Deutschen Ordens) kurzfristig zur Abwehr der Gefahr vereinigten und dabei verschiedene soziale oder auch geografische Grenzen überwandern. Damit ist etwa das gemeinsame Agieren von Handwerkern, Ratsangehörigen und Bauern gemeint, wobei Letztere aus dem Umfeld der Stadt stammten. Ziel der gemeinsamen Anstrengungen war eine „selbstbestimmte Stadtherrschaft“ (S. 203) etwa in Auseinandersetzungen mit dem bereits genannten Deutschen Orden oder auch anderen Mächten, die im Baltikum um Einfluss rangen. Die Konflikte stellten sich dabei als „Handlungen zwischen Akteuren“ dar, „die Erfahrungsräume situativ nutzbar machten“ (S. 205). Diese Räume wurden „zum Konfliktzeit-

punkt konzipiert“ (S. 205) und errichteten Grenzen zwischen den Konfliktbeteiligten – oder hoben diese auf, z.B. dann, wenn die Bauern aus dem Umland Revals die Stadt mit deren Einwohnern gegen die externe Bedrohung verteidigten und damit zugleich von dem Schutz profitierten, den die Stadt situativ anbot.

Ein konkretes Beispiel soll die differierende Raumerfahrung verdeutlichen: N. greift den „wohl bekanntesten“ Gerichtsfall „des Revaler 16. Jahrhunderts“ (S. 171) auf. Die Stadt ließ 1535 den Adligen Johan Uexküll von Rissenberg hinrichten, nachdem dieser einen seiner Bauern wegen eines angeblichen Diebstahls im Zuge der Bestrafung zu Tode gebracht hatte. Dass der Rat der Stadt in dieser Sache ein Todesurteil aussprach, sei laut N. bereits ungewöhnlich, doch interessant ist auch die differierende Wahrnehmung räumlicher Grenzen; in diesem Fall hinsichtlich des Rechtsraumes und des Machtbereichs einzelner Obrigkeiten. Die Stadt hatte wegen des Vorgehens Uexkülls dessen Geleit auf städtischem Gebiet aufgehoben, so dass eine Anklage drohte. Zur Verhaftung, Anklage und Urteil gefolgt von der Hinrichtung kam es dann auch prompt, da Uexküll mit dem Überschreiten der Stadtgrenze in den städtischen Rechtsraum wechselte und damit wie ein „gewöhnlicher“ Einwohner der Stadt nach lübischem Recht behandelt wurde – obwohl er kein Einwohner der Stadt war und die Tat nicht auf städtischem Gebiet geschah. Dennoch hatte sich mit der Grenzüberschreitung Uexkülls Statuszugehörigkeit von „Draußen“ auf „Drunnen“ gewandelt, er wurde also als Teil einer Gruppe betrachtet, zu der er vorher nicht gehört, was aber rückwirkend Einfluss auf sein vorheriges Handeln gehabt hatte. Die Autorin stellt fest, dass sich Uexküll „dieser Grenzüberschreitung nicht bewusst gewesen sein [wird], zumindest entsprach es sicherlich nicht seinen Erwartungen, dass die Stadt Reval über ihn Recht sprechen würde. [...] Der soziale Erfahrungsraum des Adligen [Uexküll] schloss die Stadt ein, nicht aber die Kenntnis, dass diese ihren eigenen [Rechts-]Raum [/Einflussbereich] anders definieren oder gar verteidigen würde“ (S. 172). N. vermutet, dass hier nicht nur ein einzelner Adliger abgeurteilt werden sollte, sondern die Stadt ein Zeichen gegen andere potenzielle Konfliktgegner von „Draußen“ zu setzen versuchte – weder der getötete Bauer „noch die Prävention gegen ähnliche Fälle [spielten] eine entscheidende Rolle, sondern die Verteidigung politischer Interessen auf Grundlage erfahrungsräumlicher Erwartungen in dem sozialtopographisch abgegrenzten Gebiet der Unterstadt“ (S. 173).

Die gut lesbare Studie greift mit dem Bezug zur Raumdebatte ein aktuelles Thema auf, verarbeitet die zurzeit (2012/13) verfügbare Literatur zu dem Forschungsfeld gewinnbringend und bereichert die Kenntnisse zur Revaler Stadtgeschichte in der Frühen Neuzeit.

Greifswald

Robert Riemer

**Bild und Konfession im östlichen Mitteleuropa.** Hrsg. von Maria Deiters und Evelin Wetter. (Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. 11.) Thorbecke, Ostfildern 2013. 438 S., Ill. ISBN 978-3-7995-8411-1. (€ 64,-)

Der Ertrag des mehrjährigen deutsch-polnischen Forschungsprojektes „Bild und Konfession. Funktionen und Konzepte von Bildern im Zeitalter der konfessionellen Formierungsprozesse in Mitteleuropa“ liegt nun als ein reich illustrierter Band vor. In vier monografischen Fallstudien beschäftigen sich die Autorinnen und Autoren mit der Rolle von Kunstwerken im Prozess der Herausbildung und Festigung der konfessionellen Identitäten seit der Reformation bis zur Mitte des 17. Jh. Neben klassischen Vertretern konfessioneller Bildträger wie Retabeln und Grabdenkmälern werden hier bislang wenig beachtete Gegenstände aus dem privaten Bereich nach ihrem konfessionell geprägten Gehalt und ihrem Einfluss auf den Betrachter befragt. Den gemeinsamen Ausgangspunkt der Untersuchungen bildet die Annahme, dass Kunstwerke den Vermittlungsprozess von neuen wie auch altbekannten Glaubensinhalten nicht nur verarbeitet, sondern auch mitgestaltet und mitgeprägt haben. Mit diesem fast sozialhistorischen Ansatz sollen die vorliegenden Studien

auch über den eigenen Fachbereich hinaus benachbarte geisteswissenschaftliche Disziplinen, insbesondere die historische und kirchenhistorische Forschung, ansprechen.

Diese Absicht unterstützt die ausführliche Einführung der Hrsg. in den Themenbereich, die auch Leser ohne einschlägige Erfahrung miteinbezieht. Einen raschen Zugang zu den zentralen Aussagen der jeweils ca. 100 Seiten umfassenden Beiträge ermöglichen zudem Zusammenfassungen am Ende eines jeden Beitrags, was ebenfalls interdisziplinären Interessen entgegenkommt.

War bislang das Augenmerk kunstwissenschaftlicher Fragestellungen stärker auf die katholische, nachreformatorische Bildpolitik ausgerichtet, so berücksichtigen diese Studien nun explizit, jedoch nicht ausschließlich, den Umgang der anderen, der lutherischen Seite mit der Visualisierung von konfessionsgebundenen Glaubensinhalten anhand von Bildwerken. Das deutsch-polnische Kunsthistorikerteam greift damit ein wichtiges Desiderat insbesondere hinsichtlich der Reformationsprozesse im östlichen Mitteleuropa auf. Diese geografische Verortung des Forschungsschwerpunkts, vor allem in Polen, soll nicht nur die Anwendbarkeit der Konfessionalisierungsforschung – im Sinne fundamentaler ethischer und religiöser Prägung der Gesellschaft – auf Gebiete abseits des Kerngeschehens aufzeigen, sondern primär auch der räumlichen Erweiterung der Forschungsgrundlage des Themenbereiches dienen. Die von den Hauptereignissen der Reformation zeitlich distanzierte Betrachtungsperspektive, die sich ganz pragmatisch aus dem Entstehungszeitraum der exemplarischen Kunstwerke zumeist im letzten Drittel des 16. Jh. ergab, war eine weitere, durchaus günstige Voraussetzung, um Reichweiten und Auswirkungen dieses Ereignisses in Bildmedien deutlicher fassen und benennen zu können. Angesichts der standesbewussten Auftraggeber in den hier berücksichtigten Städten Posen (Poznań), Breslau (Wrocław) und Nürnberg gilt es, auch ständische und repräsentative Aussagen der im religiösen Kontext entstandenen Kunstwerke zu beachten. Als besonders aussagekräftig erweist sich diesbezüglich die vergleichende Gegenüberstellung von zwei zur gleichen Zeit in derselben Werkstatt entstandenen Grabdenkmälern im Auftrag eines lutherischen (Andrzej I. und Barbara Górka, 1547) und eines katholischen Stifters (Adam Konarski, 1575-1576), die schließlich auch an demselben Ort, im Dom zu Posen, Aufstellung fanden (Aleksandra Lipińska). Weder führte die offene Konkurrenzsituation dazu, dass konfessionelle Gestaltungselemente über Gebühr in den Vordergrund gerückt worden wären, noch heben sich die Denkmäler in ihren Darstellungsformen grundlegend voneinander ab. Zu ähnlichen Feststellungen kommen auch andere Autoren in diesem Band. Im Falle der schlesischen Hauptstadt Breslau beobachtet Jan Harasimowicz anhand der formalen und inhaltlichen Ausgestaltung dreier herausragender, für lutherische Sakralbauten bestimmter Kunstobjekte sogar eine ausdrückliche Bereitschaft zum interkonfessionellen Dialog. Durch konfessionsübergreifende, gelehrte Bildprogramme, die auf tradierte Formen zurückgreifen, werden auch die drei von Marcin Wiślocki vorgestellten Retabel-Stiftungen dreier pommerscher Herzöge – Barnims IX., Johann Friedrichs von Pommern-Stettin und Philipps II. von Pommern-Stettin – charakterisiert. Durch die reformatorische Stärkung des Wortes und seine nun bessere Zugänglichkeit begünstigt, brachte man nun hingegen in privat genutzten Bildmedien wie Familienbibeln das neue konfessionelle Bekenntnis klar zum Ausdruck. Maria Deiters zeigt dies detailliert am Beispiel der Pfinzing-Bibel der gleichnamigen Nürnberger Patrizierfamilie.

Die hier gewonnenen Erkenntnisse brechen klischeehafte Vorstellungen von einengender Bildpolitik der Konfessionen deutlich auf und zeigen stattdessen auf beiden Seiten eine erstaunliche Vielfalt und kompromissbereite Elastizität im praktischen Umgang und Einsatz künstlerischer Mittel zur Verbildlichung von Glaubensinhalten im sakralen wie privaten Bereich. Das Fortführen traditioneller künstlerischer und ständischer Ausdrucksweisen unterstreicht den nur allmählichen und zeitintensiven Anpassungsprozess im Kunstgeschehen.

In der jüngst erschienenen, thematisch verwandten Studie von Jens Baumgarten zur Anwendung theoretischer und programmatischer Bildkonzepte zwischen Macht und Konfes-

sion u.a. auch in Schlesien vermisst Christian-Erdmann Schott den unmittelbaren Objektbezug.<sup>1</sup> Die in dem vorliegenden Band an Bildquellen erbrachten Nachweise einer ausgeprägt visuellen Kultur des Konfessionalisierungszeitalters bieten daher grundlegende Voraussetzungen für weitere inhaltliche Auseinandersetzungen. Vor allem tragen die Projektergebnisse zu einer zunehmenden kunstwissenschaftlichen Erschließung von wenig bekannten, für einen breiten Forscherkreis relevanten materiellen Kunstgegenständen und ihrer historischen wie auch forschungsgeschichtlichen Kontexte im östlichen Europa bei. Auf dieser Basis wäre die Ausweitung vergleichbarer Fragestellungen auch auf Kunstgeschehnisse bis in die nordöstlichen Regionen Europas denkbar. Der Blick beispielsweise auf Livland, wo sich nach frühen und heftigen reformatorischen Bilderstürmen eine durchaus bildfreudige lutherische Glaubenspraxis etablierte<sup>2</sup>, könnte den Kernaussagen des Bandes zusätzlichen Nachdruck verleihen.

Marburg

Agnese Bergholde

<sup>1</sup> CHRISTIAN-ERDMANN SCHOTT: Rezension von JENS BAUMGARTEN: *Konfession, Bild und Macht. Visualisierung als katholisches Herrschafts- und Disziplinierungskonzept in Rom und im habsburgischen Schlesien (1560-1740)*, München – Hamburg 2004, in: *sehpunkte* 5 (2005), 9, URL: <http://www.sehpunkte.de/2005/09/5540.html> (15.08.2014).

<sup>2</sup> SERGIUSZ MICHALSKI: „Hölzer wurden zu Menschen“. Die reformatorischen Bilderstürme in den baltischen Landen zwischen 1524 und 1526, in: MATTHIAS ASCHE, WERNER BUCHHOLZ (Hrsg.): *Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung*, Teil 4, Münster 2012, S. 147-163.

**Sabine Jagodziński: Die Türkenkriege im Spiegel der polnisch-litauischen Adelskultur.** *Kommemoration und Repräsentation bei den Żółkiewski, Sobieski und Radziwiłł.* (Studia Jagellonica Lipsiensia, Bd. 13.) Thorbecke. Ostfildern 2013. 258 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-7995-8413-5. (€ 49,-)

Im Zentrum der vorliegenden kunsthistorischen Studie steht die erinnerungskulturelle Aufarbeitung der Türkenkriege durch den polnisch-litauischen Hochadel in der Frühen Neuzeit, vornehmlich im 17. und 18. Jh. Als räumliches Untersuchungsfeld wählte Sabine Jagodziński die im östlichen Roztocze gelegene Ortschaft Żółkiew. 1597 von Stanisław Żółkiewski, dem Feldhetman der Krone Polen, gegründet, wechselte das Städtchen als adelige Residenz innerhalb der nächsten 150 Jahre unter den eng miteinander verwandten Magnatengeschlechtern Żółkiewski, Sobieski und Radziwiłł mehrfach den Besitzer. Die zentralen Fragen der Arbeit formuliert J. wie folgt: „Welche visuellen Formen und Strategien der Kommemoration der osmanischen Expansion verfolgen die fokussierten Repräsentanten jeweils angesichts der mehr oder weniger akuten Bedrohung durch den Feind aus dem Osten und die Konfrontation mit ihm? Wie und mit welchen Zielen konstituieren sich diese Strategien in Żółkiew und wie außerhalb? Welche Funktion hatten kommemorativ und repräsentative Maßnahmen für die Identitätsbildung und Selbstdarstellung der Adelsgeschlechter bzw. der Adelsgesellschaft? Welche Paradigmenwechsel oder Bedeutungsverschiebungen erfuhren die Medien des kulturellen Gedächtnisses der Żółkiewski(s), Sobieski(s) und Radziwiłł(s)? Wie vollzog sich der Übergang von unmittelbarer, erfahrener zu schließlich mittelbarer, erinnerter Vergangenheit der osmanischen Expansion?“ (S. 8) Bei der Beantwortung der hier aufgeworfenen Fragen zielt J. hauptsächlich auf die thematische Aufarbeitung der „gedächtnisbildenden Reaktionen auf die generelle und jeweils konkrete Bedrohung bzw. Auseinandersetzung Polens mit dem Osmanischen Reich gerade auch unter den Gesichtspunkten der Dynamik und Ambivalenz“ ab und stellt nicht „die Stereotypenforschung in den Mittelpunkt“ (S. 7). Dabei knüpft die Vf. u.a. an

die Gedankengänge von Otto Gerhard Oexle an, wonach sich ein Adelsgeschlecht vor allem durch die Erinnerungskultur konstituiert.

Das Buch gliedert sich in vier Kapitel. Einer etwas knapp gehaltenen Einleitung (S. 7-16) folgen im ersten Kapitel – ebenfalls recht konzise gehalten – einige grundlegende Informationen zu dem Adelsitz Żółkiew, seinem Erbauer Stanisław Żółkiewski, dem Bau der für die Kommemoration rund um das Schlachtengedächtnis Żółkiewskis so essenziellen Pfarrkirche und den Messen anlässlich des Jahrestags der Schlacht. Eine frühe Form der *memoria* um Żółkiewski liefert die 1611-1618 gemalte Schlachtendarstellung von Szymon Boguszowicz, die den Sieg des Feldhetmans gegen ein moskowitzisches Heer bei Klušino im Jahre 1610 zeigt. Kapitel 2 geht sodann gezielt auf die im Zusammenhang mit Żółkiewskis Tod bei Țuțora 1620 von seiner Familie in Żółkiew sorgsam errichtete *memoria* als emsiger Bekämpfer der Osmanen und Tataren sowie als Verteidiger der *patria* ein. J. stellt dabei heraus, dass Żółkiewskis Nachkommen „das Gedenken an die Todesumstände“ des Hetmans „für wesentlicher als etwa das Gedenken seiner großen Siege“ erachteten. Żółkiewski habe hierbei als „Gründungsopfer für die Türkenkriegskommemoration in Żółkiew“ gedient, was wiederum zeige, „dass sich mit der Zeit das ursprüngliche Totengedenken an die Person zu einem Gedenken an die Schlacht als Ereignis wandelt(e), woraus sich dann Erinnerungsgemeinschaften formieren“ konnten. Am Beispiel Żółkiewskis und seiner Residenz wird laut J. deutlich, wie „eine ursprünglich persönliche und kollektive Niederlage [bei Țuțora] ungeachtet der negativen Fakten als erinnerungswürdiger Gegenstand positiv ins kollektive Gedächtnis eingehen“ konnte (alle Zitate S. 45).

Kapitel 3 und 4 behandeln die Fortentwicklung bzw. das Nachleben Żółkiews als ein adeliger Erinnerungsort der Türkenkriege unter den Sobieskis und Radziwiłłs, den Nachfolgern der Żółkiewskis als Besitzer des Residenzstädtchens ab der zweiten Hälfte des 17. Jh. Vor allem unter Jan Sobieski wurde Żółkiew als Lieblingsresidenz des späteren polnischen Königs zu einem „Brennpunkt“ (S. 48) der Türkenkriegskommemoration. Sobieski ließ das Schloss wie auch die Pfarrkirche um zahlreiche memoriale Objekte wie Schlachtengemälde, Trophäen, Votivgaben, Grabmäler und Paramente erweitern. Auch nach dem Übergang der Residenz von den Sobieskis an die Radziwiłłs, so kann die Vf. eindrucksvoll nachzeichnen, wurde die Türkenkriegskommemoration in Żółkiew zumindest unter Michał Kazimierz und Karol Stanisław bis weit ins 18. Jh. hinein gepflegt.

Leider fehlt der Monografie wenigstens eine historische Karte, die dem deutschen Leser das selbst in Polen – zumindest wenn es um seine geografische Verortung geht – recht wenig bekannte, heute in der Westukraine gelegene Żółkiew und seine exponierte Lage an der östlichen Peripherie des Königreichs Polen gerade im Hinblick auf die Bedeutung der drei hier thematisierten Geschlechter und ihrer Verbindung mit den polnisch-litauischen Türken-, Tataren- und Moskowiterkriegen der Frühen Neuzeit hätte etwas näher bringen können. Wünschenswert wäre auch eine detaillierte Unterscheidung und Gegenüberstellung der adeligen Erinnerungskulturen der polnisch-litauischen Magnatengeschlechter (zu denen ja die hier behandelten Familien eindeutig zählten) und des Gros des polnischen Kleinadels gewesen. Hier gab es nach der Konstituierung der *Rzeczpospolita Obojga Narodów* im Jahre 1569 eine bis weit ins 18. Jh. reichende tiefe Rivalität zwischen dem Kleinadel und den Magnaten, die sich u.a. in der durch das Instrument der Repräsentation manifestierten erinnerungskulturellen Abschottung vor allem seitens der Magnaten zeigte. Interessant wäre auch ein hier leider nicht vorgenommener Vergleich der polnischen Türkenkriegsmemoria und -kommemorationen mit weiteren europäischen, eng mit den Türkenkriegen der Frühen Neuzeit verflochtenen adeligen Erinnerungskulturen, so etwa mit den ungarischen, österreichischen, kroatischen oder venezianischen, gewesen, weisen sie doch allesamt ähnliche Elemente auf.

Zwar wird diese vergleichende Perspektive in dem Band nicht realisiert. Doch sorgen die gründliche Aufarbeitung der durch die osmanische Expansion in der polnisch-litauischen Adelsrepublik entstandenen vielfältigen Zeugnisse der künstlerischen, zeremoniellen und materiellen Kultur (Schlachtengemälde, Trophäenstiftungen, Sammlungen und Prä-

sentationen erbeuteter osmanischer und tatarischer Waffen) wie auch das ausgezeichnete Bildmaterial im Anhang (24 Tafeln) bei der Lektüre für eine mehr als gelungene Visualisierung der für den hier behandelten zeitlichen und geografischen Rahmen identitätsstiftenden Prozesse hochadeliger Erinnerungskultur. Zudem gelingt es der Vf. recht gut, die eingangs formulierten Fragen zu beantworten und aufzuzeigen, „dass sich in Żółkiew vom beginnenden 17. Jahrhundert bis zum Anfang, spätestens bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein Kommemorationsort der osmanischen Expansion und ihrer Bekämpfung voll entfaltet hat“ (S. 149). Insgesamt jedenfalls stellt die vorliegende Studie einen wichtigen Beitrag zur Erforschung ostmitteleuropäischer Erinnerungskultur dar und eröffnet neue Perspektiven, die zu weiterführenden Forschungen anregen können.

Fernwald

Paul Srodecki

**Der Osten des Ostens.** Orientalismen in slavischen Kulturen und Literaturen. Hrsg. von Wolfgang Stephan Kissel. (Postcolonial Perspectives on Eastern Europe, Bd. 1.) Lang, Frankfurt am Main u.a. 2012. 467 S. ISBN 978-3-631-61872-1. (€ 69,95.)

Der Titel des Bandes kommt sehr unpräzise daher und verrät auch nicht auf den ersten Blick, welches Anliegen hier verfolgt wird. Es geht nämlich nicht einfach darum, „Orientalismen in slavischen Kulturen und Literaturen“ lediglich aufzulisten und anhand von ausgewählten Beispielen darzustellen. Wie der Hrsg. Wolfgang Stephan Kissel in seiner ausführlichen Einleitung zeigt, sollen Strukturen und Grundmuster von Wechselbeziehungen, In- und Exklusionen, Identitäten und Alteritäten aufgewiesen werden, und die vergleichende Betrachtung der unterschiedlichen Orientalismen dient hierzu als Mittel.

Literaturwissenschaft wird hier also durchweg als integraler Teil einer Kulturwissenschaft aufgefasst. Dieses Grundverständnis von Literaturwissenschaft, hier speziell der Slawistik, eint alle Beiträgerinnen und Beiträger dieses Bandes. Die Untersuchung literarischer Werke soll nicht auf das Verständnis werkimmanenter Prozesse beschränkt bleiben. Vielmehr ist das Ziel, durch die Betrachtung ausgewählter literarischer Werke nicht nur die Werke selbst, ihre Autoren und ihre Zeit zu begreifen, sondern diese Werke auch als Zeugnis bestimmter gesellschaftlicher Prozesse und Strukturen zu verstehen. Das literarische Werk wird somit zu einer wichtigen Quelle des Kulturwissenschaftlers, an dem sich – so der hier vertretene Ansatz – zentrale gesellschaftliche Strukturen und Prozesse wie in einem Brennglas zeigen lassen.

Hinter diesem Vorgehen liegt die Idee, nach Ordnungsfaktoren und Grundkonstellationen hinter der vordergründigen Ereignisebene zu suchen. Für den Hrsg. ist das Konzept des Orientalismus ein solcher Ordnungsfaktor, mit dem sich Grundstrukturen von Wechselbeziehungen beschreiben lassen. Somit geht es hier auch nicht um eine Kritik oder eine Würdigung des Konzepts Orientalismus, sondern um die Prüfung seiner Anwendbarkeit für das genannte Ziel. Dabei ist zwischen Orientalismus als prinzipielles Konzept im Gefolge von Edward Said und einer Vielzahl von Orientalismen in den einzelnen untersuchten Kulturen zu trennen: Die Anwendung des Grundprinzips des Orientalismus in den Literaturen und Kulturen des östlichen Europa führt zu einer Vielzahl von sich überschneidenden, wenn nicht sogar sich widersprechenden Perzeptionen. Das östliche Europa ist somit nicht lediglich Objekt von Orientalisierungskonzepten vorzugsweise aus weiter westlich gelegenen Ländern und Kulturen, sondern stellt sich als Großregion dar, in der eine Vielzahl von Kulturen als Subjekte mit eigenen Orientalisierungsvorstellungen agieren: Das bedeutet eine wichtige Erweiterung einer im deutschen Kulturraum immer noch allzu häufig anzutreffenden Perspektive, in der zwar viel vom östlichen Europa als dem Anderen der westlichen Kultur die Rede ist, aber wenig über parallele Prozesse in der Region selbst gesprochen wird.

Implizit handelt es sich bei dem hier vorgelegten Band auch um ein Panorama kultureller Beziehungen und Beziehungsmuster im östlichen Europa. Diese Lesart des Bandes ist möglich, wird vom Hrsg. aber nicht forciert, und das aus gutem Grund: Zwar lässt sich



mit der Betrachtung slawischer Literaturen ein Großteil des östlichen Europa greifen, aber eben nicht der gesamte Raum – der Hinweis auf Ungarn, Rumänien und das Baltikum mag hier genügen. Es handelt sich also nicht um eine Kulturgeschichte literarischer Beziehungen im östlichen Europa. Gerade die Fokussierung auf slawische Literaturen und Kulturen jedoch erweist sich als methodisch fruchtbar: So nämlich fungiert der slawische Bezug geradezu als Klammer, die es erlaubt, die Vielfalt der Beziehungskonstellationen und -figuren zu ordnen: *Slavia latina* und *Slavia orthodoxa*, West- versus Ostslawen. Diese literaturwissenschaftlichen Kategorien erweisen somit unversehens ihr Potenzial als erklärende Ordnungsfaktoren für gesellschaftliche Zusammenhänge.

Dass der slawische Bezug als Klammer fungiert, führt zum Bruch mit einigen in der Forschung üblichen, aber nicht immer hinterfragten Vorgehensweisen, was aber sehr wohltuend wirkt. Als die bestimmenden politischen Ordnungsfaktoren werden hier nicht nur das Russische Reich, das Osmanische Reich und die Habsburgischen Länder aufgefasst, sondern auch die Rzeczpospolita Obojga Narodów, das polnisch-litauische Doppelreich der Frühen Neuzeit. Die kulturelle Sogwirkung dieses Reiches wird hier zumindest ideell den Sogwirkungen der anderen Imperien gleichgestellt. Die Beiträge des Bandes aus diesem Bereich zeigen, wie fruchtbar dieser Ansatz ist.

Die Anlage des Bandes orientiert sich an der traditionellen Unterteilung der Slawistik in einen westslawistischen, ostslawistischen und südslawistischen Zweig, wobei in den Beiträgen zu den drei Bereichen immer wieder die wechselseitigen Auto- und Hetero-Orientalismen thematisiert werden. Die Beiträge zum Bereich der russischen Orientalismen zeigen einmal auf, wie in den großen Werken der russischen Literatur das Orientalismus-Konzept geradezu eine konstituierende Rolle sowohl für die Beschreibung des Eigenen als auch des Fremden spielt und wechselseitig das eine durch das andere bestimmt wird. Dabei erweist sich Literatur zum einen als Begleiterin kolonialer Diskurse, wie etwa in den Beiträgen von Thomas Groß und Dagmar Burkhardt, aber auch als Auseinandersetzung mit dem Fremden, Anderen, außerhalb der eigenen Reichweite Liegenden wie etwa der ägyptischen Kultur im Beitrag von Kissel. Von mitunter beklemmender Aktualität sind die Beiträge von Madina Tlostanova, Galina M. Michaleva und Leonid Luks, die zeigen, wie traditionelle und durch Literatur befestigte Denkmuster in der russischen Kultur bis heute eine unheilvolle Rolle spielen, wie etwa das Tschetschenenbild, der Eurasier-Gedanke oder die Verbindung von russischem kulturimperialen Denken und Heterostereotypen über die islamische Kultur.

Die Beiträge zum Konzept des Orientalismus in den westslawischen Kulturen fokussieren überwiegend auf die polnische Literatur, wobei es hier in mehrfacher Weise um Abgrenzungsprozesse geht. In der Rzeczpospolita war zum einen die Idee des Antemurale wichtig, wobei der Gegensatz zwischen *Slavia latina* und *Slavia orthodoxa* angesprochen ist – so im Beitrag von Alfred Gall – und zum anderen der Gegensatz zwischen polnischer und russischer Kultur, der im 19. und 20. Jh. bestimmend wurde. Das zeigt Jens Herlth und für die jüngste Zeit Wojciech Osinski. Das litauische Kulturelement als das Andere im Eigenen betrachtet Dirk Uffelmann am Beispiel von Adam Mickiewicz. Eine interessante Region beleuchtet Anja Tippler, die am Beispiel des jüdischen Ruthenien zeigt, wie sich in einer Region, die fernab von kulturellen Zentren liegt, die Zugriffe aus verschiedenen Himmelsrichtungen in konkurrierenden Inklusions- und Ausgrenzungsprozessen niederschlagen.

Schließlich zeigen die Beiträge zu orientalistischen Strukturen in den südslawischen Kulturen auf, wie sich die Konstitution dieser Kulturen stets sowohl als Reaktion auf die Hetero-Orientalisierung durch die Machthaber, aber auch durch eine Auto-Orientalisierung vollzog. Im südslawischen Bereich kommt der Balkan als eine weitere konstituierende Komponente hinzu. Die Beiträge von Gun-Britt Kohler, Rainer Gröbel, Riccardo Niccolosi und Svetlana Kazakova zeigen das deutlich.

Die Beiträge des Bandes eröffnen eine Vielzahl wichtiger Perspektiven, die die Rolle von Kultur und Literatur bei Prozessen gesellschaftlicher Identitätsbildung beleuchten. Ei-

ner weiteren Betrachtung wert wäre beispielsweise die hier immer wieder aufgeworfene Frage, entlang welcher Grenzen sich Identitäten und Alteritäten ausbilden. Keineswegs sind es immer nur nationale Kategorien, wie die hier präsentierten Beispiele vor Augen führen. Auch wird deutlich, dass Literatur in vielen Fällen nicht lediglich gesellschaftliche Prozesse reflektiert und künstlerisch verarbeitet, sondern ganz augenscheinlich als Akteur auftritt – und zwar nicht nur die Autoren als Schöpfer literarischer Werke, sondern auch die Werke selbst in den Rezeptionszusammenhängen. Auch Kritiker des Konzepts des Orientalismus dürften die Beiträge dieses Bandes daher mit Gewinn lesen.

Bremen

Rüdiger Ritter

**Heimstätten der Nation.** Ostmitteleuropäische Vereins- und Gesellschaftshäuser im transnationalen Vergleich. Hrsg. von Peter Haslinger, Heidi Hein-Kircher und Rudolf Jaworski. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 32.) Verl. Herder-Inst. Marburg 2013. VIII, 279 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-87969-369-6. (€ 39,-)

Die Entstehung einer nationalen Vereinskultur in den multiethnischen Gebieten Ostmitteleuropas in der zweiten Hälfte des 19. Jh. ist in den vergangenen Jahren verschiedentlich zum Thema wissenschaftlicher Betrachtung geworden. Einem bislang weitgehend unbeachteten Aspekt der Vereinsaktivitäten hat das Herder-Institut eine Tagung zur Ostmitteleuropaforschung gewidmet und die Ergebnisse nun in einem umfangreichen, differenzierten Tagungsband vorgelegt: der Entstehung und Betreibung sogenannter „nationaler“ Häuser in verschiedenen Städten des östlichen Europa. Nationale Häuser, gegründet von örtlichen Vereinen, um der eigenen Klientel lokale Versammlungs- und Begegnungsmöglichkeiten zu schaffen, Bildungsangebote zu offerieren und wirtschaftliche Vernetzung zu ermöglichen, entstanden ab der zweiten Hälfte des 19. Jh. zunächst in den größeren Städten der gemischtnationalen Gebiete. Sie dienten der Identitätsbildung und Selbstvergewisserung, zugleich aber auch der bewussten Abgrenzung von konkurrierenden anderen Teilöffentlichkeiten. Hierbei setzten sich zumeist eher die nationalen Minderheiten für die Errichtung repräsentativer Bauten ein, während sich für die Mehrheit das Problem mangelnder Darstellungsmöglichkeiten zunächst nicht stellte. Oftmals zog der Bau eines Hauses allerdings auch alsbald einen analogen „Gegenbau“ der jeweils anderen Nationalität(en) nach sich. So lassen sich beispielsweise für Czernowitz bis zu fünf „nationale“ Vereinshäuser nachweisen (Mariana Hausleitner), zu deren Inspiratoren die jeweiligen örtlichen Eliten zählten.

Die Ausstattungen der Häuser ähnelten sich – es gab Säle für Feste und Theateraufführungen, Salons, Sitzungszimmer, Bibliotheken mit Leseräumen, Turnräume und gastronomische Einrichtungen. Die Multifunktionalität der Einrichtungen stand im Vordergrund und – nicht zuletzt – die Geselligkeit. Dennoch lässt sich kein einheitlicher architektonischer Typus der Vereinshäuser erkennen. Repräsentativ sollten sie sein, dem Zeitgeschmack entsprechend, und schließlich mussten sie finanzierbar bleiben. Auch hier lassen sich über die geografischen Grenzen hinweg Parallelen erkennen: Vertreter der eigenen Volksgruppe in den Magistraten waren durchaus eine Gewähr für das Gelingen eines Bauprojektes, mangelnde Präsenz konnte das Ansinnen auf die lange Bank schieben.

Während Konkurrenz so die Bau- und Gründungstätigkeit befeuerte, konnte die erfolgreiche Nutzung der Gesellschaftshäuser das Konfliktpotenzial zwischen den Ethnien gleichermaßen verstärken. Als Manifestation der eigenen Präsenz beschreibt etwa Monika Pemič die Gründung des slowenischen Narodni dom in Triest, der sich mit seinen zahlreichen Aktivitäten zu einer „Stadt in der Stadt“ (S. 182) entwickelte und damit ein Gefühl der Bedrohung in der italienischen Öffentlichkeit auslöste, was letztlich zur „rituellen Zerstörung“ des Hauses durch Brandstiftung führte. Für die Popularisierung des *nation building* im zentralen europäischen Raum hatten die nationalen Häuser eine zentrale Funktion als Kristallisationspunkte nationalgesellschaftlicher Aktivitäten, auch wenn gesellige (Jörg Hackmann für den estnischen Raum) oder gastronomische Absichten zunächst im Vor-

dergrund standen. So liest sich etwa die Gästeliste des 1841 eröffneten Hotel Bazar in Posen (Witold M o l i k) wie ein Who's who der polnischen Nationalbewegung.

Michaela M a r e k formuliert in einem abschließenden Beitrag weitergehende Forschungsdesiderate zu einer kritischen Betrachtung sowohl nationaler Artikulation in der Architektur als auch ihrer Nutzung im gesellschaftlichen Leben. Einerseits stand die Betonung nationaler Besonderheit im Fokus, andererseits sollte mindestens soziale Gleichwertigkeit zum Ausdruck gebracht werden: „das Ziel war Akzeptanz als ebenbürtige Gesellschaft, nicht primär als differente Nationalität“ (S. 279).

Die Zielsetzung der Hrsg., eine Bestandsaufnahme der nationalen Häuser für den ostmitteleuropäischen Raum zu bieten, hier erweitert um einen interessanten Ausblick auf die dänischen Versammlungshäuser in Nordschleswig (Jan S c h l ü r m a n n), muss verständlicherweise unvollendet bleiben. Der Leser ahnt, dass das Spektrum zwischen Triest und Tallinn noch erheblich mehr zu bieten hat. Gleichwohl bietet der Band eine erste interdisziplinäre Auseinandersetzung mit dem Thema, das an der Schnittstelle von Sozial- und Kulturgeschichte sowie Kunst- und Architekturgeschichte steht.

Düsseldorf

Sabine Grabowski

**Hélène Leclerc: Une littérature entre deux peuples.** Écrivains de langue allemande en Bohême (1815-1848). Presses Univ. du Mirail. Toulouse 2011. 376 S. ISBN 978-2-8107-0150-6. (€ 27,-)

Ostmitteleuropa ist als Paradebeispiel komplexer interkultureller Verflechtungen von Interesse weit über die Region selbst hinaus – nicht umsonst ist in den letzten Jahren eine verstärkte Forschungstätigkeit dazu auch im englischsprachigen Raum oder in Frankreich zu beobachten. Die hier zu besprechende Dissertation (Université de Toulouse II, 2006) fügt sich in diese Tendenz ein; sie liegt in einer gegenüber der eingereichten Fassung aktualisierten Version vor, die auch jüngere Forschung zur Bohemismus-Debatte berücksichtigt. Ergebnis ist eine profunde Studie, die, konzentriert auf zehn deutschsprachige Autoren aus Böhmen, deren Umgang mit der kulturellen Vielfalt in Böhmen zwischen 1815 und 1848 untersucht. Alle behandelten Schriftsteller standen für ein Konzept des Miteinanders und des Ausgleichs („un plaidoyer pour l'entente et la concorde“, S. 329) zwischen Deutschen und Tschechen, wobei sie selbst durchweg in deutscher Sprache publizierten und ihrem Selbstverständnis nach Deutsche waren. Hélène L e c l e r c geht der von ihnen verkörperten Strömung detailliert und unter Zugrundelegung eines breiten „Text“-Begriffs nach: Nicht nur „schöne Literatur“ im engeren Sinne interessiert sie, sondern auch die diese begleitende und oft auch politisch einbettende Publizistik der Autoren und deren auf Böhmen bezogene Fachbücher unterschiedlicher disziplinärer Provenienz. Diese ordnet L. in knappe aber treffende Darstellungen der für diese Autoren und die böhmische Thematik wichtigsten Periodika wie *Ost und West*, *Libussa*, *Die Grenzboten* u.a. ein, sodass der analysierte Böhmendiskurs immer zurückgebunden bleibt an die Publikationskontexte, innerhalb derer viele Äußerungen fielen.

Logischerweise geht es ihr dann nicht so sehr um literaturwissenschaftlich-poetologische Textanalyse als vielmehr um die Herausarbeitung der auf Böhmen bezogenen Inhalte, um die kulturhistorische Prägnanz dieser Gruppe einst durchaus gelesener und einflussreicher Autoren (im Anhang gibt es zu jedem eine ausführliche biografische Notiz), die das zeitgenössische regionale Bewusstsein mitprägten und zu dem Bild beitrugen, das sich insbesondere die deutschen Leser von einem möglichen friedlichen Miteinander von Deutschen und Tschechen in einer gemeinsamen Heimat Böhmen machen konnten. Im Mittelpunkt steht dabei die literarische Konstruktion als „gemeinsam“ intendierter deutsch-tschechischer Gedächtnisorte und Geschichtsmythen wie Karl IV., Jan Hus und die Hussiten, die Schlacht am weißen Berg, die Zeit des *temno* (der „Finsternis“ nach derselben), Wallenstein, der Hradschin oder der Veitsdom. Durchweg als Momente und Symbole gemeinsamer deutsch-tschechischer Erfahrung gesehen, werden diese von den deutschen

Autoren als übernationale Integrationsymbole eingesetzt. Nicht umsonst bilden historische Romane, aber auch Dramen und Epen einen wesentlichen Bestandteil des untersuchten Korpus, war es doch – nebst der Landschaft – in erster Linie die durch derartige Texte imaginativ durchlebte Historie, mit deren Hilfe versucht wurde, ein gemeinsames Geschichtsbild zu schaffen, das für Deutsche und Tschechen gleichermaßen Gültigkeit haben sollte – nach Meinung der deutschsprachigen Autoren.

Zwar betont L., dass die von ihr untersuchten Schriftsteller bis 1848 mit Sympathie auf die Entwicklung des tschechischsprachigen Kulturlebens blickten, oft auch selbst Tschechisch sprachen oder gar mit tschechischen Autoren bekannt, vielleicht sogar befreundet waren, aber leider erfahren wir nicht, wie zur tschechischen Nation sich bekennende Leser (und Autoren) auf diese ihnen in deutscher Sprache unterbreiteten Identifikationsangebote reagierten. In unausgesprochener Spannung zu deren vordergründigem Versöhnungskonzept stand ja das Bekenntnis der untersuchten Autoren zur vormärzlichen (lange Zeit aber auch reichlich utopischen) Idee eines geeinten Deutschland, zu dem Böhmen dann ganz selbstverständlich hinzugehören sollte – als kulturell gemischtes Land, in dem die Völker harmonisch zusammenleben sollten. Als deutsch-tschechische Gemeinsamkeit proklamierten sie auch ihre vormärzlich-revolutionäre Erwartung in Verbindung mit dem für sie selbstverständlichen Wunsch „de réunir Allemands et Tchèques au sein d’une même communauté, d’une humanité fraternelle, solidaire dans ses aspirations politiques: la volonté de faire triompher les droits des peuples et du peuple“ (S. 263) – innerhalb eines künftigen deutschen Nationalstaates. Natürlich ist solche Rhetorik als gemeinschaftsbildend angelegt. Aber wird sie von der anderen Seite auch so wahrgenommen? An dieser Stelle erweist es sich als Problem, dass L. niemals vergleichend auf die tschechische Seite blickt – die von ihr herausgearbeiteten Topoi der Versöhnung sollten ja auch hinsichtlich ihres tatsächlichen Versöhnungswertes betrachtet werden, was schwierig wird, wenn man kaum berücksichtigt, dass auf tschechischer Seite zeitlich parallel die Forderung nach kultureller Eigenständigkeit lauter wurde. Von diesem Standpunkt aus konnte die von Deutschen proklamierte „Einheit“ als ein machtkonformes Festhalten am Status Quo interpretiert werden. Verglichen werden müsste deshalb, wie dieselben Gedächtnisorte und Geschichtsmythen zeitgleich von tschechischsprachigen Autoren behandelt wurden. Wie gingen diese z.B. mit dem *temno*-Mythos um? Genauso wie die deutschen Autoren?

L. versucht schon im Titel die von ihr untersuchten deutschen Autoren „entre deux peuples“ zu platzieren und kommt damit deren anfangs noch nicht nationaler, sondern territorialer Loyalität entgegen. Das deutlich sichtbare Aufbrechen der nationalen Konflikte im Revolutionsjahr 1848 kann dann aber nur als „rupture“ dargestellt werden, die von tschechischer Seite ausging. Die untersuchten Autoren werden die Zurückweisung ihres Integrationsangebots selbst so erlebt haben – die Konzentration nur auf die deutsche Seite prolongiert jedoch deren Betriebsblindheit (falls es eine solche war) der tschechischen Seite gegenüber bis in L.s Betrachtungsebene hinein.

Trotz dieses Mankos werden die nationalen Widersprüche dann zumindest vom Ergebnis der dargelegten Entwicklung her erkennbar: L.s Arbeit endet ja mit den teils verständnisarmen, teils enttäuschten, teils aggressiven Reaktionen der deutschen Autoren auf das nationale Erwachen der Tschechen. Der Brief František Palackýs nach Frankfurt bedeutete eine für sie nicht verständliche oder zumindest nicht akzeptable Absage an jenes großdeutsche Reich unter Einschluss Österreichs (und damit auch Böhmens), von dem sie träumten, während Palacký unter expliziter Betonung tschechisch-slavischer Interessen am (neu zu formierenden) Vielvölkerstaat Österreich festhalten wollte. An diesen unterschiedlichen Interessenlagen und Konzepten musste jede Rhetorik der Verständigung zerbrechen. Die „neue“ Ordnung nach der Revolution erforderte dann ohnehin einen neuen Umgang miteinander – nun unter zunehmend national(istisch)en Vorzeichen auf beiden Seiten.

Die Autorin erklärt einleitend, mit dieser Studie „une étude globale mettant en perspective la participation des écrivains de langue allemande originaires de Bohême aux débats“ (S. 18) vorlegen zu wollen. Für die deutsche Seite ist ihr dies mit der Einschränkung

durchaus gelungen, dass sie deren Einseitigkeit etwas verbirgt, indem sie sich nur auf sie konzentriert. Auch wenn in dieser Hinsicht klarstellende methodologische Reflexionen wünschenswert gewesen wären (und in einer eventuellen Neuauflage unbedingt nachgeholt werden sollten), wird dieses Buch aufgrund der in ihm dennoch geleisteten Überblicksarbeit fester Bestandteil jeder Sammlung wesentlicher Forschungsliteratur zu Mitteleuropa und zum deutsch-tschechischen Verhältnis in Böhmen sein müssen.

Marburg

Jürgen Joachimsthaler

**Lidia Jurek: Polish Risorgimento.** Visions of the Modern Polish Nation and Their Italian Foundations. Lang. Frankfurt am Main 2012. 417 S. ISBN 978-3-631-62401-2. (€ 68,95.)

Lidia Jurek's *Polish Risorgimento*, based on her thesis submitted to the EUI in 2010, is an ambitious, provocative and convincing new interpretation of the impact of the Italian national movement upon 19th century Polish elites. Drawing on the methodologies of transfer studies, J. ably demonstrates the importance of the Risorgimento in shaping Polish national discourse, opening up several new avenues for research in the field. The book makes numerous arguments, most importantly that the Italian national movement was interpreted and utilized in differing ways by various actors in the Polish debate, and that Polish perceptions underwent a major transformation as the political situation on the Italian peninsula developed. J. makes the claim that the ways in which the Risorgimento was perceived were vital in shaping the Polish elites' visions of their own nation.

In focusing on the broad array of Polish reactions, including negative ones, J. provides a much needed new impetus to the historiography of Italian-Polish relations, which has had a tendency to focus largely on positive aspects and the supposed fraternity of the two national struggles. She provides a welcome remedy to what she identifies as the 'selective nature and methodological imprecision' (p. 28) of research in this area through her investigation of the variety of Polish interpretations of the Risorgimento and the competing conceptions of Poland that were constructed around this foundation.

J.'s underlying argument is that the Risorgimento divided the Polish elite in its response, and as such she constructs her book around three major interpretations. Her first case study focuses on the democratic 'reformers', who were perhaps closest to the initial ideals of the Italian national movement and who saw in it a partner in a popular movement towards a new Europe of independent nations. She then goes on to explore the 'restorationist' liberal grouping centred around the Hôtel Lambert, for whom the legitimacy of the Polish nation correlated with Italian rights, and who sought to utilize the Risorgimento in strategic terms in order to establish the paramountcy of the principle of nationality. Finally, J. then moves on to investigate the largely negative perceptions held by the more conservative Polish elites for whom, she argues, the secular and anti-papal character of the Italian movement served to underline the Catholicity of the Poles. Across all three case studies she clearly demonstrates that the Risorgimento became one of the focal points for a transnational discussion and that the Polish elites sought to capitalize on this, making it a model from which both Polish supporters and opponents could borrow in order to reinforce their own particular national programmes.

The danger inherent in J.'s decision to focus on these three groupings is that it carries with it the risk of both oversimplifying the differences between these groups and downplaying the variety of responses within them, reducing each grouping to one particular response. This is a trap that she largely avoids, thanks to her nuanced argumentation, but she is not always entirely successful in this respect. The very fact that she chooses to focus on these three distinct groups implies that there were already pre-existing differences in their outlooks that served to shape the ways in which the Risorgimento was interpreted. This leads to the one major criticism of this work: Although it may be excusable, or even to an extent unavoidable given her research focus, J. does occasionally demonstrate a tendency to overstate the direct causal impact of the Risorgimento on Polish developments.

This can perhaps best be seen in relation to her third case study, that of the conservative and ultramontane groupings in Poland. Here, J. makes the bold statement that it was to a large extent the Polish response to the Risorgimento, and in particular to the divisions caused by the Roman Question concerning the role of the papacy in an independent Italy, that led to the development of the notion of the centrality of the Catholic Church in Polish national conceptions and to the growth of the concept of 'Pole-Catholic'.

Polish debates over the Roman Question were certainly very heated, and J. clearly demonstrates how the anti-papal nature of Italian unification led many conservative and clerically-minded Poles to view the Risorgimento as a kind of counterpoint to the model of independent nationhood they were seeking to achieve for Poland, with the insurrectionary Italian revolutionary contrasted with the patriotic and conscientious Catholic Pole. Furthermore, J. also convincingly shows that the success of the Risorgimento coincided with the decline of the Romantic revolutionary ideal in Polish nationalism and the onset of a more organic, positivist approach to nation-building, centred around the idea of 'work at the roots' and the desire to construct a broader sense of Polishness, based on Catholic values. However, she does occasionally run the risk of overstating the causal relationship between Polish interpretations of the Risorgimento and the particular programmes that the Polish elite were to follow. While she is certainly correct to claim that the Italian aspect has too often been overlooked, she does arguably assign to it too great an importance in the development of the 'Pole-Catholic'.

To be fair, J.'s primary intention is to focus on the symbolic significance of the Polish Risorgimento discourse as an *arena* for the discussion of Polish national visions, rather than to trace the transfer of concrete ideas and strategies, and she does speak in terms of investigating the impact of a 'Risorgimento ambience' (p. 32) upon the Polish discourse, but this sometimes has a tendency to become lost. In claiming that the Risorgimento 'reinforced or brought about' (p. 376) various national visions of Poland, she somewhat downplays the distinction between these two forms of impact. This occasional over-boldness, however, does not diminish from the real value of her book, which lies precisely in its opening up of such new avenues and questions for further investigation.

Ultimately, perhaps the major achievement of J.'s book is its outlining not only of the variety of Polish responses to the Risorgimento but also their changing nature. Across all three case studies she clearly demonstrates a growing Polish disillusionment with the movement as it approached and achieved its objectives of a unified, independent Italy. This disenchantment had different sources: 'reformers' were dismayed by the monarchical and state-led nature of unification, which seemed to betray the ideals of a fraternal popular revolutionary movement, both political and social in outlook; 'restorationist' liberals were dispirited by—and perhaps jealous of—the relatively seamless integration of the newly independent Italian state into the existing framework of 19th-century European diplomacy (not least in its alliance with Prussia and Russia), which abandoned Poland to a solitary and peripheral position; and conservative Polish elites found the anti-papal nature of Italian unification increasingly distasteful and disquieting. J. clearly succeeds in demonstrating that there was, across the board, a change in Polish perspectives, 'from an initial general enthusiasm towards an increasingly critical attitude' (p. 376).

This discussion of the Risorgimento as a 'fallen idol' is just one further respect in which J. offers a challenging new interpretation, capable of taking the research in this area in a promising new direction. Overall, this is a tremendously ambitious book which, through its carefully constructed and novel argumentation, succeeds in bringing new life to a fascinating field. It will prove to be of great interest not only to students of Polish-Italian relations but to all those with a broader interest in the Polish national movement in general.

Gießen

Francis Igrave

**St. Petersburg und Livland und die Entwicklung der estnischen Literatur.** Anton Schiefner (1817-1879) und Friedrich R. Kreutzwald (1803-1882) im Briefwechsel (1853-1879). Bearb. von Hartmut Walravens. (Orientalistik-Bibliographien und -Dokumentationen, Bd. 22.) Harrassowitz. Wiesbaden 2013. 396 S., Ill. ISBN 978-3-447-06933-5. (€ 68,-)

Anton Schiefner zählt zu den Pionieren in der Erforschung der tibetischen, mongolischen, kaukasischen und nicht zuletzt der finnischen und estnischen Sprachen sowie ihrer jeweiligen Erzähltraditionen. Er bearbeitete Volkslieder, Märchen- und Sagenstoffe, war unermüdlicher Herausgeber und Übersetzer zeitgenössischer und früherer Forschungsarbeiten und u.a. außerordentliches Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Sankt Petersburg. Grundlegend ist etwa Schiefners 1852 publizierte deutsche Übersetzung des durch Elias Lönnrot (1802-1884) bearbeiteten und 1835 erstmals in Helsinki publizierten *Kalevala*, das die finnischen Sagen- und Mythenstoffe in einem fünfzig Gesänge umfassenden Epos zusammenführt. In intensivem Kontakt stand Schiefner dabei mit dem estnischen Pendant Lönnrots, Friedrich Reinhold Kreutzwald, der auf der Grundlage estnischer Sagenstoffe und -motive um den Riesen Kalevipoeg, nach Vorbild des *Kalevala*, jedoch mit einem deutlich überwiegenderen Eigenanteil als Urheber, ein gleichnamiges Epos verfasste und nach einer unpublizierten Urfassung von 1853 erstmals 1857-1861 in den *Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat* veröffentlichte. Eine estnische Gesamtausgabe des *Kalevipoeg* für eine breite Leserschaft erschien 1862 im finnischen Kuopio.

In den folgenden Jahrzehnten wurde der bald als Nationalepos etikettierte *Kalevipoeg* zu einem „Symboltext des estnischen Erwachens“ und zugleich eine „soziokulturelle Waffe“<sup>1</sup>, schließlich „diente“ das Epos „am Beginn eines entstehenden nationalen Selbstbewusstseins als Eintrittskarte in den Kreis der europäischen Kulturvölker, denn es erbrachte den Nachweis, dass es eine eigenständige estnische Kultur geben konnte“<sup>2</sup>. Kreutzwald ist somit einer der wichtigsten und wirkmächtigsten Autoren der estnischen Literaturgeschichte, die Präsenz seines Werkes im estnischen kulturellen Gedächtnis ist nicht zu unterschätzen.

Einen entsprechenden Gewinn für die Forschung stellt der von Hartmut Walravens bearbeitete Briefwechsel Schiefners und Kreutzwalds aus dem Zeitraum 1853-1879 dar, der (wie auch andere Briefwechsel Kreutzwalds) in den 1950er Jahren bereits unvollständig auf Estnisch publiziert worden ist, nun jedoch vollständig mit insgesamt 322 Briefen im deutschen Original vorliegt.

Es handelt sich um eine insgesamt leserfreundliche, zielorientierte Ausgabe ohne überflüssiges Beiwerk: Einleitend finden sich biobibliografische Anmerkungen, allgemeine Erläuterungen zum Briefwechsel und der Edition sowie Literaturhinweise; der Briefwechsel selbst wird nicht nur über ein Personenregister und eine chronologische Übersicht, sondern vor allem auch über vorangestellte Kurzregesten gut erschlossen. Abgerundet wird der Band durch einige Abbildungen, so sind etwa jeweils eine Briefseite Schiefners und Kreutzwalds sowie das Titelblatt des *Kalevipoeg* und das der Märchensammlung Kreutzwalds von 1866 als Faksimile abgedruckt. So hilfreich wie pragmatisch ist der Anmerkungsapparat, der den Briefwechsel kommentiert, hier verhandelte Literatur oder die von Schiefner und Kreutzwald jeweils angesprochenen eigenen Werke und Ausgaben biblio-

<sup>1</sup> MARIN LAAK, PIET VIRES: Das estnische Epos „Kalevipoeg“ und seine Rezeption in Kultur und Literatur, in: HEINRICH DETERING, TORSTEN HOFFMANN u.a. (Hrsg.): Nationalepen zwischen Fakten und Fiktionen. Beiträge zum komparatistischen Symposium 6. bis 8. Mai 2010 Tartu, Tartu 2011, S. 295-318, hier S. 295.

<sup>2</sup> CORNELIUS HASSELBLATT: Geschichte der estnischen Literatur. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin – New York, S. 245.

grafisch erschließt; zahlreiche Angaben zu Personen und weiterführender Forschungsliteratur wurden zusätzlich recherchiert.

Die zukünftige einschlägige Forschung wird auf den Band kaum verzichten können: Die über ein Vierteljahrhundert geführte, ausgesprochen freundschaftliche und humorvolle Korrespondenz erschließt weit mehr als nur die Entstehung und Veröffentlichung der endgültigen Fassung des *Kalevipoeg* in den 1850er und 1860er Jahren. Sie offenbart darüber hinaus die große Unterstützung durch Schiefner, der ein konsequenter Fürsprecher und Förderer Kreuzwalds war. Er beriet diesen einerseits in zahlreichen organisatorischen Fragen, prüfte immer wieder kritisch Textfragmente und griff Kreuzwald auch mit Lösungsvorschlägen zu sprachlichen Problemen unter die Arme, unterstützte ihn jedoch auch materiell und vermittelte und betreute nicht zuletzt Druck und Versand der in Kuopio erschienenen Volksausgabe. Kreuzwald wiederum versorgte Schiefner regelmäßig mit Material und Aufzeichnungen aus dem estnischsprachigen Teil der Ostseeprovinzen, beriet den Akademiker in zahlreichen Problemstellungen der estnischen Sprache und Folklore und holte bei Bedarf vor Ort Erkundigungen ein. Immer wieder lassen sich in der Korrespondenz zentrale Hilfsmittel der alltäglichen Arbeit, darunter die zu Rate gezogenen Referenzwerke und deren Beurteilung, nachvollziehen. Daneben scheinen sogar methodische Ansätze und Reflexionen der volkskundlichen Materialbeschaffung auf. Hinweise zu Quellen, Gewährsmännern und Vorlagen werden auch in Bezug auf Mitstreiter oder Vorgänger Kreuzwalds wie Friedrich Robert Faehlmann (1798-1850) gegeben.

Ein erheblicher Mehrwert der Korrespondenz und damit seiner Edition liegt jedoch auch in häufig beiläufig angesprochenen Themen: Der Briefwechsel gewährt Einblicke in regionale und überregionale Netzwerke sowie in die jeweiligen Arbeitsbedingungen, denen die Korrespondenten unterworfen waren; in Schiefners Fall in die Arbeitsorganisation der Akademie der Wissenschaften in Sankt Petersburg, im Falle Kreuzwalds eben auch in die Tätigkeit eines livländischen Stadtarztes in der Kreisstadt Werro. Nicht zuletzt die bisweilen anekdotische Aufnahme und Kommentierung gesellschaftlicher Ereignisse oder die regelmäßige Bewertung der zeitgenössischen politischen Entwicklung machen den Band auch für Leser und Forscher anderer Disziplinen erhellend und unterhaltsam zugleich.

Marburg

Felix Köther

**Vergessene Vielfalt.** Territorialität und Internationalisierung in Ostmitteleuropa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Steffi Marung und Katja Naumann. (Transnationale Geschichte, Bd. 2.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2014. 256 S., Ill. ISBN 978-3-525-30166-1. (€ 59,99.)

Das Buch ist der zweite Band, der im Rahmen der seit 2006 bestehenden Projektgruppe „Ostmitteleuropa transnational“ am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (GWZO) veröffentlicht wurde. Es basiert auf zwei Workshops aus dem Herbst 2010 und besteht aus einer Einleitung, acht Beiträgen und einem Gespräch zur Rolle der internationalen Organisationen im historischen Kontext. Seine beiden Hauptthemen sind Territorialität und Internationalisierung, die im transnationalen historischen Kontext behandelt werden, ohne dabei theoretisch streng voneinander abgegrenzt zu werden. Diese Themen sprechen bereits aus dem als Titelbild treffend ausgewählten farbigen Werbeplakat von Rafael de Ochoa y Madrazo von 1900, wo die Begriffe „universelle“, „internationale“ und „Transsibirien“ sofort ins Auge fallen. Der zeitliche Rahmen der Artikel erstreckt sich von der zweiten Hälfte des 19. bis zum Ende des 20. Jh.

In der Einleitung wird die Untersuchung der transnationalen Dimension Ostmitteleuropas als Ziel genannt, unter besonderer Betonung der Entwicklung von politischen und gesellschaftlichen Räumen, Territorialität und der Rolle der Agrarfrage als Beispiel der Internationalisierung. Die Hrsg. bezeichnen „Ostmitteleuropa“ als eine „nicht scharf um-



grenzte, vielmehr variable und sich durch ihre Verflechtungen nach innen und außen abzeichnende Region“ (S. 27).

Die Beiträge sind in zwei Teile gegliedert. Der erste Teil „Vielschichtige Territorialisierungen“ setzt sich aus vier Beiträgen zusammen. Ulrike Jureit eröffnet den Band mit ihrem Beitrag zu politischen Raummustern als Elemente expansionistischer Ideologien in Deutschland von der Gründung des Kaiserreichs bis in die Zwischenkriegszeit. Jörn Hap-pel behandelt am Beispiel des Russischen Kaiserreichs die komplexen räumlichen Prozesse und Instrumente einer Kolonialmacht. Frank Hadler zeigt, wie der Neoslawismus in Österreich-Ungarn und Russland im späten 19. und frühen 20. Jh. zu einem transnationalen Territorialisierungsprojekt wurde, das versuchte, alte slawische Nationalismen transnational zu bündeln. Der Beitrag von Anna Veronika Wendland beschließt diesen Teil. Sie stellt theoretische Überlegungen zur Rolle von Städten und urbanen Räumen als Zentren komplexer Ereignisse an, in denen sich verschiedene Territorialisierungskonzepte, gesellschaftliche Prozesse und Identitäten herausbildeten, miteinander konkurrierten und einander überlappten.

Auch der zweite Teil unter dem Titel „Vielfältige Internationalisierungsprojekte“ enthält vier Beiträge. Heléna Tóth versucht, am Beispiel der internationalen Netzwerke der Exilungarn einen gemeinsamen Handlungsraum für die Revolutionen von 1848 auf dem europäischen Kontinent zu skizzieren, und konstatiert die Existenz einer „gemeinsamen europäischen Revolutionskultur“ (S. 139). Was die Autorin konkret unter „Europa“ versteht, lässt sich nicht eindeutig feststellen. Dietlind Hüchtker behandelt die polnische und ukrainische Frauenbewegung des ausgehenden 19. Jh. und ihre transnationalen Verbindungen. Die Auswirkung der Bewegungen und ihre internationale Dimension werden am Beispiel der Übersetzungen der Erzählung *Marta* von Eliza Orzeszkowa in mehrere Sprachen dargestellt. Die beiden weiteren Beiträge von Nikolay Kamenov und Adrian Zandberg behandeln die Anti-Alkoholbewegung im frühen 20. Jh. in Bulgarien und die Rolle der Guttempler in Polen, deren „internationaler Aktionsradius“ (S. 197) charakteristisch war. Das Buch wird mit einem Gespräch der Hrsg. mit Susan Zimmermann, Marcel van der Linden und Matthias Middell zum Thema „Internationale Organisationen und das Prinzip des Nationalen: Bündnispartner oder Gegenspieler?“ abgerundet. Als Fachleute für transnationale Geschichte diskutieren sie über die Rolle internationaler Organisationen in Ostmitteleuropa im historischen Kontext nationaler Ordnung.

Die Beiträge zeigen, dass Internationalisierung einerseits als ein Teil der Globalisierung zu verstehen ist und andererseits auch aus lokalen und nationalen Komponenten bestehen kann, d.h. auf konkreten Prozessen und Räumen basiert. Hierbei spielt Territorialität eine besondere Rolle. Alle Studien nehmen einen spezifischen Raum oder Ort in Mitteleuropa als Ausgangspunkt. Es fehlen allerdings historisch-theoretische Überlegungen zu den Konzepten „Transnationalität“ und „Internationalisierung“. Waren diese Begriffe im späteren 19. und frühen 20. Jh. tatsächlich in Gebrauch? Ist es legitim, sie im historischen Kontext zu verwenden? Diese Fragen bleiben offen.

Der Band behandelt ein auch heute aktuelles Thema. Internationale politische und juristische Organisationen, globale ökonomische Institutionen und internationale Bewegungen sind heutzutage im Zeitalter der Globalisierung bedeutender als je zuvor. Die Vernetztheit der Welt wird gewöhnlich mit den Begriffen „Transnationalität“ und „Internationalisierung“ beschrieben, die mit Ideen von Transnationalismus, Universalismus, Multikulturalismus und Kosmopolitismus konnotiert sind. Die globale Weltordnung erlebt nicht nur im wirtschaftlichen (transnationale Korporationen), politischen (internationale Organisationen) und gesellschaftlichen (Bewegungen) Kontext eine Blütezeit, sondern es wird auch ihre Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte erforscht – ein Beispiel dafür ist dieser Sammelband. Insgesamt behandelt der Band eine interessante Facette in der Geschichte des Transnationalismus, dem bisher in Bezug auf Ostmitteleuropa nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

Marburg

Tomaš Nenartovič

**Bildende Kunst in Mecklenburg und Pommern von 1880 bis 1950.** Kunstprozesse zwischen Zentrum und Peripherie. Publikation der Beiträge der Kunsthistorischen Tagung, veranstaltet vom Caspar-David-Friedrich-Institut, Bereich Kunstgeschichte, der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, 20.-22. November 2008. Hrsg. von Bernfried Lichtnau. Lukas. Berlin 2011. 541 S., 225 Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-86732-061-0. (€ 36,-)

Waren Mecklenburg und Pommern in der ersten Hälfte des 20. Jh. gemessen am Berliner Zentrum eine künstlerische Peripherie? Der Zentrum-Peripherie-Diskurs steht im Fokus eines Sammelbandes, der auf eine im November 2008 in Greifswald veranstaltete kunstgeschichtliche Tagung zurückgeht. Er reiht sich ein in ein größeres Publikationsvorhaben, in dem das architektonische Erbe Pommerns und Mecklenburgs im 19. und 20. Jh. thematisiert wird. Seine Bearbeitung wurde von dem inzwischen emeritierten Greifswalder Kunstgeschichtsprofessor Bernfried Lichtnau initiiert und vorangetrieben – seit 1996 sind hierzu vier Einzelpublikationen erschienen.<sup>1</sup> Der Band beinhaltet 33 Beiträge, verfasst, so der Hrsg., von einer „Mischung von renommierten, international bekannten Wissenschaftlern [...] und jungen Wissenschaftlern, Absolventen [bis hin zu] einer Studentin der Kunstgeschichte in den oberen Semestern“ (S. 11). Die Mehrheit der Beiträge stammt von Kunsthistorikern, sie erstrecken sich von generellen Annäherungen an die Charakteristika der (vorpommerschen) Kunst 1880-1950 (Klaus Haese) oder der pommerschen Kunstgeschichte eines Hans Lutsch, Franz Balke oder Gerhard Bronisch (Barbara Ochendowska-Grzelak) über Aspekte der mecklenburgischen Fotografie (Sandra Schwede, Kathrin Becker), einzelne architektonische und skulpturale Ensembles (Michael Lissok, Sabine Bock, Alexander Schacht, Felix Lüdemann, Gert Gröning) bis hin zu einzelnen bildenden Künstlern, deren Œuvre in und außerhalb der Region, ihrem Austausch mit anderen Malern oder Bildhauern und schließlich den ikonografischen Aspekten ihres Schaffens, die allesamt minutiös beleuchtet werden (Claudia Schmidt, Béatrice Busjan, Ruth Negendanck, Ewa Gwiazdowska, Andreas Meinecke, Dieter Pocher, Lisa Jürss, Andreas Lorenzen, Margrit Kühl, Detlef Witt, Birthe Dobroczyk). Andere Texte haben das Entstehen musealer und kunstpädagogischer Einrichtungen (Gerhard Graulich, Hela Baudis, Rafał Makala, Bogdana Kozińska) zum Thema. Der Band setzt sich auch mit der NS-Kunst und -Politik (Robert Conrad, Heidrun Lorenzen, Dietmar Materna, Birgit Dahlenburg) und deren Folgen, so dem Denkmalabriss (Wolf Karge), auseinander. Fächerübergreifend nimmt Werner Buchholz im einführenden wirtschaftsgeschichtlichen Text den ostelbischen Großgrundbesitz unter die Lupe, mit einem etwas überraschenden Vergleich mit den US-Südstaaten). Allerdings vermisst man einen einleitenden Text zur Ereignisgeschichte der Region, vor deren Hintergrund die präsentierte Kunst in ihrer politischen Ikonografie besser nachvollziehbar gewesen wäre.

<sup>1</sup> BERNFRIED LICHTNAU (Hrsg.): Architektur in Mecklenburg und Vorpommern 1800-1950. Publikation der Beiträge zur Kunsthistorischen Tagung, veranstaltet vom Caspar-David-Friedrich-Institut der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, 2.-4. Februar 1995, Greifswald 1996; DERS. (Hrsg.): Städtische und ländliche Siedlungsarchitektur zwischen 1900 und 1960 in Mecklenburg und Vorpommern sowie anderen Regionen. Publikation der Beiträge zur Kunsthistorischen Tagung, 6.-8. November 1997, Greifswald 1999; DERS. (Hrsg.): Architektur und Städtebau im südlichen Ostseeraum zwischen 1936 und 1980. Publikation der Beiträge zur Kunsthistorischen Tagung, 8.-10. Februar 2001, Berlin 2002; sowie DERS. (Hrsg.): Architektur und Städtebau im südlichen Ostseeraum von 1970 bis zur Gegenwart. Entwicklungslinien – Brüche – Kontinuitäten. Publikation der Beiträge zur Kunsthistorischen Tagung, 15.-17. April 2004, Berlin 2007.

Generell trägt das Schema „Zentrum-Peripherie“ selten einen eindeutig wertenden Charakter – meist impliziert es ein Beziehungsgeflecht, in dem nicht nur die scheinbar qualitätsvollere Kunst des Zentrums auf die angeblich rückständige Provinz einwirkt, sondern auch von der Peripherie aus entscheidende Impulse, die durchaus vorbildhaft sein können, in die andere Richtung gehen. Wie der Philosoph Werner Stegmaier es in seinem einflussreichen Beitrag auf den Punkt bringt, ist „die Ausbildung von Zentren und Peripherien in unserer Orientierung [...] unvermeidlich. Aber was als zentral und was als peripher beobachtet wird, kann in der Orientierung wechseln, und auch das ist gut so“ (S. 35). Bezogen auf das Thema des Bandes belegen dies einige der Beiträge konkret und einprägsam anhand der Beziehungen zwischen Berlin, Schwerin oder Stettin – so bei der Schilderung der Künstlerkolonien an der Ostsee (Jürss, Negendanck), der Stettiner Kunstgewerbeschule oder der dortigen Museumskonzepte Walter Riezlers (Koziańska, Makala) – bzw. mittelbar in dem Beitrag über das Erbe Barlachs (Volker Probst).

Als ermutigendes Zeichen hat die übrigens immer mehr zum Normalfall werdende Tatsache zu gelten, dass die Tagung deutsche und polnische Kunsthistoriker vereinte. Aus naheliegenden Gründen konzentrieren sich die polnischen Kunsthistoriker vorrangig auf Stettin und Hinterpommern, während die deutschen Wissenschaftler etwas stärker an Objekten im westlichen Vorpommern und in Mecklenburg interessiert sind, aber zur Genüge gibt es hier einen regen Austausch und bereichernde Forschungsüberschneidungen (so im Text Meineckes zu Ludwig Manzel).

Die geografische Einschränkung der Beiträge auf Pommern und Mecklenburg wird gelegentlich aufgelockert, so durch Beiträge zur NS-Kunst, deren Beispiele vor allem in Schleswig-Holstein oder in Thüringen und Sachsen-Anhalt verortet sind (Kühl, Conrad), bei der Schilderung der Kontakte Max Liebermanns oder Walter Leistikows zu skandinavischen Künstlern (Schmidt) oder in einem etwas zusammenhanglosen Beitrag zur Krakauer sakralen Kunst der Zwischenkriegszeit (Józef Szymon Wroński). Der chronologische Einstieg des Bandes mit dem Jahr 1880 erschließt sich nur nebulös aus Haeses Einführung in die vorpommersche Kunst – verstanden wird darunter wohl die „in den 1860er und 1870er Jahren geborene Generation“, bereits mit „Erfahrungen des Impressionismus“ (S. 61) ausgestattet. Der Band endet laut Titel mit dem Jahr 1950, wohl wegen Karges Beitrag, der bis zur Gründung der DDR vorangeht: „auf die verbliebenen Denkmäler [der NS-Zeit, aber auch der Kaiserzeit] lauerten in den Jahren 1950/51 Schrottsammlungen“ (S. 482); um „1951 waren die gezielten und politisch motivierten Beseitigungen von Denkmälern abgeschlossen“ (S. 483). Beide Zäsuren sind etwas willkürlich gesetzt, außerdem stimmen sie partiell nicht mit den Beitragsinhalten überein. Sie werden überschritten sowohl bei Schachts Erörterungen zu Denkmälern in Rostock (so wurde z.B. das Slüter-Denkmal bereits 1862 errichtet) und der Bauskulptur in Schwerin, die sich schon kurz nach der Reichsgründung vollends entfaltete (Bock), als auch beim Jahr 1950 als *Terminus ante quem* in Dahlenburgs Text zu pommerschen Fischerteppichen, deren als „nordisch“ bzw. „volkskundlich“ instrumentalisierte Produktion aus der NS-Zeit in frappierender Weise nahtlos in die DDR übergang (S. 450 f).

Der Band weist im Detail einige Schwächen auf: fehlende Register, die seltsam anmutende Einführung des Hrsg., die wohl wortwörtlich der Rede zur Eröffnung der Tagung entnommen wurde. Es fehlen wichtige Aspekte der pommerschen Kunstgeschichte, so gibt es z.B. in keinem der Bände einen Beitrag über die Werke Feinigers oder Pechsteins in Hinterpommern. Dies schmälert jedoch das große Verdienst dieses Buches nur wenig: Es wird für jeden, der sich mit der Thematik befasst, zur einem unabdingbaren Grundlagenwerk werden.

Gdańsk

Tomasz Torbus

**Kampf der Karten.** Propaganda- und Geschichtskarten als politische Instrumente und Identitätstexte. Hrsg. von Peter Haslinger und Vadim Oswalt. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 30.) Verl. Herder-Inst. 2012. VI, 348 S., zahlr. Kt. ISBN 978-3-87969-370-2. (€ 49,-)

Der Band, der auf einer Tagung am Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg und einer Sektion auf dem Historikertag 2010 in Berlin beruht, geht der Frage nach, wie Karten politisch-geografische Vorstellungen prägen. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Zeit zwischen den Weltkriegen, als die Produktion von Karten mit propagandistischen Absichten angesichts konkurrierender nationaler und nationalstaatlicher Territorialansprüche in Ostmitteleuropa einen starken Aufschwung nahm. Zugleich entwickelte sich nun in stärkerer Weise eine Kartensprache zur Darstellung historischer und politisch-gesellschaftlicher Themen. Darstellungskonventionen und Raumbilder, die – mit einer Vorgeschichte seit dem Ende des 19. Jh. – in dieser Zeit entstanden, wirkten auch nach dem Zweiten Weltkrieg und teilweise bis in die Gegenwart fort, wie mehrere Beiträge des Bandes nachdrücklich zeigen.

Wie die Hrsg. Peter Haslinger und Vadim Oswalt einleitend feststellen, gibt es inzwischen eine vergleichsweise umfangreiche Forschung zur Geschichte der Kartografie und über historische Karten. Dagegen sei das Interesse an der Untersuchung von Geschichtskarten oder solchen mit politisch-gesellschaftlichen Themen bisher gering geblieben. Gerade bei Historikern sehen sie ein mangelndes Interesse an der Beschäftigung mit solchen Karten als einer Aussageform, die eigenständig neben dem Text steht.

Hans-Dietrich Schultz zeigt in einem sehr instruktiven Beitrag, den die Hrsg. an den Anfang des Bandes gestellt haben, wie organisatorische Vorstellungen über das Verhältnis von Völkern, Ländern und Staaten in der deutschen Geografie seit dem ausgehenden 19. Jh. die Gestaltung von Völkerkarten bestimmten und diese insbesondere in der Zwischenkriegszeit das östliche Europa als potenziellen deutschen Expansionsraum präsentierten. Er zeigt zudem, dass aus dieser Zeit stammende Traditionen in Darstellungen von mehrsprachlichen oder -nationalen Regionen als Problemzonen bis in die Gegenwart fortwirken. Unter den weiteren Beiträgen zur deutschen Kartografie in der Zwischenkriegszeit ist Ralf Forsters Aufsatz über animierte Karten in deutschen Dokumentarfilmen zwischen 1921 und 1945 hervorzuheben. Er betritt mit diesem Thema Neuland und zeigt, dass die Kartografie auch in dieses damals neue Medium Einzug hielt. Während die verschiedenen Beiträge zur Zwischenkriegszeit Karten vorwiegend als visuelle Wegbereitung deutscher Revisions- und Expansionsbestrebungen gegenüber dem östlichen Europa untersuchen, zeigt Christian Lotz' Analyse der Kartografie des geteilten Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg in erster Linie die Schwierigkeiten, in der Kartendarstellung staatsrechtliche oder politische Positionen mit anderen, profaneren Anforderungen – etwa aus der Tourismuswerbung – in Übereinstimmung zu bringen.

Weitere Beiträge sind der ostmitteleuropäischen Kartenproduktion in der Zwischenkriegszeit gewidmet. Mirek Němec untersucht tschechisch- und deutschsprachige Geschichtsatlanten in der Tschechoslowakei. Dariusz Przybytek und Grzegorz Strauchold behandeln deutsch-polnische kartografische Auseinandersetzungen um die Grenzregionen, und Róbert Keményi zeigt, wie in Ungarn geologische Karten Forderungen nach Revision der Grenzen von Trianon begründen sollten.

Den Schwerpunkt des Bandes auf Deutschland und Ostmitteleuropa ergänzen weitere Beiträge zu anderen Regionen oder Fragen aktueller Kartenproduktion. So fasst Sylvia Schraut Ergebnisse eines Vergleichs von Schulgeschichtsatlanten aus Deutschland, Österreich, Großbritannien und den USA in der Zwischenkriegszeit zusammen, und Susanne Grindel vergleicht die Darstellung Afrikas unter kolonialer Herrschaft in verschiedenen europäischen und afrikanischen Geschichtsschulbüchern. Unter dem etwas metaphysisierenden Titel „Die Kartierung des Nicht-Kartierbaren“ untersuchen Sebastian Bode und Mathias Renz Geschichtskarten zum Holocaust aus verschiedenen europäischen Ländern. Anna Veronika Wendland spannt in ihrem Beitrag einen weiten Bogen von den ersten

Darstellungen der Ukraine auf frühneuzeitlichen Karten über Nationalitätenkarten aus dem Zusammenhang der ukrainischen Nationalbewegung in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. bis zur Präsentation der Ukraine auf aktuellen Europakarten mit ökonomischen und politischen Themen. Daran schließt ein Aufsatz von Steffi Marung über Karten in der politischen Kommunikation der Europäischen Union an. Die Vf. geht der Frage nach, welches Verhältnis von Innen und Außen die untersuchten Karten vermitteln.

Karten sind in ihren Aussagen in der Regel eindeutiger und suggestiver als Texte. Die zahlreichen Entscheidungen, die Kartografen bei der Umsetzung von Daten in Karten treffen, sind in den Karten dann meist nicht mehr nachvollziehbar. Dem unbedarften Betrachter erscheinen Karten damit in weit höherem Maße als Abbild objektiver Wirklichkeit als schriftliche Darstellungen. Daher gehört es, wie Armin Hüttermann in einem Beitrag über Karten aus geografiedidaktischer Sicht hervorhebt, zu den zentralen Aufgaben des Geografieunterrichts in den Schulen, entsprechende kritische Kompetenzen für den Umgang mit Karten zu vermitteln. Das Problem des suggestiven Charakters von Karten hat aber auch in der Kartografie zu verschiedenen Versuchen geführt, transparentere und damit auch der Kritik zugänglichere Kartensprachen zu entwickeln. Mehrere Beiträge präsentieren solche Beispiele. Im vorliegenden Band diskutiert Dirk Hänsgen am ausführlichsten am Beispiel der von Roger Brunet entwickelten chorematischen Kartensprache Möglichkeiten, Karten weniger suggestiv zu gestalten.

Insgesamt bietet der Band eine Reihe exzellenter Analysen darüber, wie Karten hochideologische Vorannahmen über das Verhältnis von natürlicher Gestalt der Erdoberfläche und gesellschaftlichen und politischen Ordnungen transportierten oder wie Karten in politisch-propagandistischer Absicht gestaltet wurden. Damit und mit seinen theoretisch-konzeptionellen Überlegungen für den Umgang mit Karten in der Geschichtswissenschaft als Quelle und als Teil geschichtswissenschaftlicher Darstellungen leistet er darüber hinaus einen wichtigen Beitrag zu den geschichtswissenschaftlichen Diskussionen über Fragen des Raums. Angesichts der in diesem Feld nicht selten überbordenden Metaphorik präsentiert der Band ein erfreulich konkretes, anregendes und in den Beiträgen kohärent umgesetztes Forschungsprogramm. Positiv hervorgehoben werden sollte zudem die hochwertige Gestaltung des Bandes mit zahlreichen farbigen Kartenbeispielen.

Halle (Saale)

Kai Struve

**Zivilgesellschaft und Menschenrechte im östlichen Europa.** Tschechische Konzepte der Bürgergesellschaft im historischen und nationalen Vergleich. Hrsg. von Robert Luft, Miloš Havelka und Stefan Zwickler. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 109.) Vanderhoeck & Ruprecht. Göttingen 2014. 343 S. ISBN 978-3-525-37306-4. (€ 69,99.)

Dieser Sammelband ist das Produkt mehrerer deutsch-tschechischer Initiativen, die sich mit dem Konzept der Zivilgesellschaft in den böhmischen Ländern auseinandersetzen. Er vereint ausgewählte Beiträge der Tagungen „Zivilgesellschaftliches Denken im (östlichen) Mitteleuropa / The Notion of Civil Society in Central Europe, 1970-2000“ (Prag 2005) und „Menschenrechte, politische Grundrechte und bürgerliche Gesellschaft in den böhmischen Ländern im 19. Jahrhundert“ (Bad Wiessee 2005). Die Beiträge gliedern sich entsprechend in die Abschnitte „Zivilgesellschaftliche Konzepte von Dissens in den spätsozialistischen Systemen bis zu neueren Auseinandersetzungen in östlichen Europa“ und „Menschenrechte und Konzepte der Bürgergesellschaft: Historische Wurzeln in den böhmischen Ländern seit dem 19. Jahrhundert“; folglich bleibt hier eine eingehende Betrachtung der Zwischenkriegszeit ausgespart. Es schließt sich eine von Miloš Havelka eingeführte und gründlich kommentierte Quellensammlung an.

Bei den (ausnahmslos männlichen) Autoren handelt es sich um Sozialwissenschaftler verschiedener Disziplinen, neben Historikern um Juristen, Soziologen und Politologen. Diese befassen sich je in ihrer eigenen fachlichen Perspektive mit einem Ausschnitt aus

der Problematik der „Zivilgesellschaft“. Dabei ist die Perspektive insgesamt sehr eng und vorrangig auf Böhmen sowie auf sehr spezifische Fragestellungen gerichtet. Die Beiträge sind teils Synthesen (etwa Karel B. Müller zum gegenwärtigen Stand von Zivilgesellschaft und Staat in Tschechien, Karel Malý zu Staatsbürgerrechten in der späten Habsburgermonarchie oder Robert Luft zu zivilgesellschaftlichen Aktivitäten in den böhmischen Ländern zur gleichen Zeit), teils sind sie dem Denken ausgewählter Persönlichkeiten gewidmet (etwa Peter Zajac über das Demokratiekonzept des Dissidenten Milan Šimečka und Stefan Zwickler zu dem um 1848 tätigen Publizisten Karel Havlíček Borovský) und teils geht es um die Karrieren einzelner Begriffe (etwa Václav Žak über „Zivilgesellschaft“ oder Jan Sokol über „Bürger“ und „občan“). Die Tatsache, dass sich im Tschechischen der Begriff „občan“, der sich von „obec“ (Gemeinde) ableitet, als Äquivalent zu „Bürger“ durchgesetzt hat, wird in mehreren Beiträgen thematisiert, bei Sokol mit der Betonung insbesondere auf dem gegen die wohlhabenden städtischen Schichten gerichteten Grundtenor.

Obwohl bereits in der Einleitung betont wird, wie wichtig der Vergleich und der Blick auf Ideentransfers zum Verständnis von Begriffen und Debatten sei, wird dies in den Beiträgen zwar teils wiederholt, jedoch kaum systematisch dargelegt; in dieser Hinsicht ist auch der Untertitel irreführend. Nur ein Beitrag beschäftigt sich mit einem außer-böhmischen Thema, nämlich Stefan Garsztecki zu zivilgesellschaftlichen Theorien im polnischen Dissens; systematisch vergleichende und den Transfer untersuchende Abhandlungen fehlen ganz. Ein weiteres grundlegendes Problem wird in der Einleitung angesprochen, jedoch in den Beiträgen kaum problematisiert, nämlich das Spannungsverhältnis zwischen Zivilgesellschaft als analytischem und als normativem Konzept. Dabei fällt sowohl für den ersten Teil des Bandes als – in abgeschwächter Form – auch für die edierten Quellen die allzu starke Konzentration auf den Dissens auf. So bleibt die Argumentation gerade da, wo es um die Transformationsphase und die neueren politischen Debatten geht, oftmals in den tschechischen Debatten verstrickt; entstammen die Autoren doch selbst größtenteils dem Dissidentenmilieu. Dabei hätte der Blick gerade auf Phänomene jenseits oder an den Grenzen dieses Milieus die analytische Trennschärfe zwischen Zivilgesellschaft als normativem und analytischem Begriff gestärkt. Bevor ich dies in der Konfrontation mit den edierten Quellen näher demonstriere, soll hier noch erwähnt werden, dass die Beiträge durchweg auf eine (im hermeneutischen Sinne) textkritische Auseinandersetzung verzichten; begriffsgeschichtliche Ansätze kommen hier ebenso wenig zum Tragen wie diskursanalytische (etwa im Sinne einer Textfeldanalyse). Hier wäre die Einbeziehung von Kulturwissenschaftler/innen sicher fruchtbar gewesen.

Nun zu den Quellen. Es ist – dies vorweg – ein sehr dankenswertes Unternehmen, Schlüsseltexte der tschechischen Geistesgeschichte hier in deutscher Übersetzung zur Verfügung zu stellen. Nur so finden sie jenseits eines engen Kreises von Spezialisten Eingang in Lehre und Forschung. Bei den ausgewählten Texten handelt es sich durchweg um publizistische Beiträge wichtiger Persönlichkeiten der tschechischen Geistesgeschichte (wiederum nur Männer, auch wenn der Gründungspräsident Tomáš Garrigue Masaryk mit einem für ihn sehr typischen, wohlwollenden Beitrag „über die Frau“ Eingang gefunden hat); Gesetzestexte, Parlamentsdebatten, Parteiprogramme, Petitionen oder Stellungnahmen von zivilgesellschaftlichen Organisationen und Ähnliches sucht man hier vergeblich. Diese Herangehensweise suggeriert dann auch eine geistesgeschichtliche nationale Tradition, die sich so vielleicht aus anderen Quellen gar nicht ergeben hätte. Andererseits reproduzieren die Texte damit in gewisser Weise einen Kanon, was wiederum für diese Auswahl spricht. In den Texten wird nun eine ganze Palette von Begriffen und Problemen angesprochen, zu denen man sich, auch im Sinne der Konsistenz des Sammelbandes, eine analytische Reflektion in den Beiträgen gewünscht hätte. So lässt sich beispielsweise der zum Kreis um Masaryk gehörende Schriftsteller Karel Čapek über den „Geist der Demokratie“ aus und spricht von der Unattraktivität derselben, da sie den Pomp ablehne und keine Symbolik pflege. Wie hat man eine solche Aussage zu deuten? Welche Suggestionen sind darin ent-

halten? Zu diesen Fragen und Problemen schweigt der Sammelband. Welche Konnotationen verbinden sich hinsichtlich der Zivilgesellschaft mit dem Begriff „Mut“, wie er in einem Text des Dissidenten Emmanuel Mandler verwendet wird? Oder: Wenn der Dissident Jiří Němec in einer Quelle den tendenziösen Gebrauch des Begriffs „Frieden“ bemängelt (S. 420), zugleich aber auf „Menschenrechte“ rekurriert (S. 414), dann scheint das sicherlich für jemandem, der mit entsprechenden Texten vertraut ist, zunächst nicht merkwürdig; zugleich stellt sich doch aber die Frage, unter welchen Voraussetzungen das Friedensbekenntnis der Schlussakte von Helsinki einfach übergangen, der Menschenrechtsbegriff aber universalisiert wurde. Hier hätte ein Zurücktreten hinter die imaginäre Trennlinie des Selbstverständlichen sicher den Blick für bislang weniger klar hervortretende Phänomene geschärft.

Abschließend finden sich also Abhandlungen zu Einzelaspekten, die jede für sich lesenswert sind, sofern man sich für die aufgeworfene Frage interessiert. Für eine umfassende Rezeption in einer breiten, nicht auf Osteuropa spezialisierten Fachöffentlichkeit sind die vorgestellten Forschungsergebnisse jedoch einerseits zu speziell und andererseits zu wenig systematisiert; hierfür empfehlen sich hingegen die edierten Quellentexte nebst Einführung.

Regensburg

Natali Stegmann

**Russlands imperiale Macht.** Integrationsstrategien und ihre Reichweite in transnationaler Perspektive. Hrsg. von Bianka Pietrow-Ennker. Böhlau. Wien u.a. 2012. 400 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-412-20949-0. (€ 39,90.)

Wer angesichts des Titels des anzuzeigenden Buches einen Sammelband erwartet, der sich in erster Linie mit dem Russländischen Reich und seiner Nationalitätenpolitik beschäftigt, wird nach einem Blick in das Inhaltsverzeichnis irritiert sein: Während sich zwölf der fünfzehn Beiträge mit der Zeit nach 1917 beschäftigen, legen nur zwei ihren Fokus auf das Imperium der Zaren; ein weiterer Beitrag behandelt sowohl die vorrevolutionäre als auch die frühsowjetische Periode. Die Vermutung, dieser Band habe etwas mit imperialen Integrationsstrategien im Vielvölkerreich zu tun, trifft nur für die Beiträge zum Zarenreich zu: Dass auch die UdSSR ein multinationales Konglomerat war, ist für die übrigen Texte hingegen nur selten von Interesse – mit der Ausnahme des Beitrags von Lars Karl. Zwei Autoren, Robert Brier und Alvydas Nikžentaitis, kümmern sich ohnehin um Polen und Litauen (die „Außenpolitik“ der polnischen Opposition in den 1980er Jahren bzw. die Rolle der Vergangenheitsvorstellungen der Zwischenkriegszeit im heutigen Polen und Litauen), sodass dem östlichen Nachbarn nur eine Nebenrolle bleibt. Was also meint der Titel „Russlands imperiale Macht“, wenn er sich in Bezug auf das Zarenreich vor allem auf das innere Machtgefüge zu beziehen scheint, im Falle der Sowjetunion jedoch auf das Verhältnis zu äußeren Partnern – Staaten, Parteien oder Firmen?

Die Einleitung der Hrsg. gibt darauf keine Antwort, auch wenn Bianka Pietrow-Ennker betont, dass sich gerade „durch den multiethnischen Charakter von Imperien“ die Perspektive der „Inter- bzw. Transnationalität“ anbiete (S. 9). Warum dieser Charakter dann im Falle der Sowjetunion nicht angesprochen wird, obgleich für die Autorinnen und Autoren die Sowjetunion eindeutig ein Imperium gewesen sei, auch wenn es sich um „zwei Varianten imperialer Staatlichkeit“ gehandelt habe (S. 13), wird nicht deutlich. Explizite Vergleiche zwischen diesen Varianten werden ohnehin nur im Text von Oliver Reisner zur Erforschung des Kaukasus vor und nach 1917 gezogen. Das „Transnationale“ wiederum wird als übergeordneter Begriff vorgestellt, der die „Transferleistungen zwischen unterschiedlichen Gruppen von Akteuren charakterisiert“ (S. 12); um solche Transferleistungen geht es allerdings längst nicht in jedem Beitrag (siehe u.a. die Texte von Olga Pavlenko, Isabelle de Keghel oder Natalia Donig). Der Eindruck methodischer Kohärenz, den die Einleitung vermitteln will, weicht bei der Lektüre der einzelnen Texte dem üblichen Bild eines eher amorph organisierten Sammelbandes. Vielleicht

wäre eine offener formulierte Einleitung die glücklichere Lösung gewesen, denn die einzelnen Texte bieten zum Teil durchaus interessante neue Aspekte einer kulturgeschichtlich grundierten modernen Russland- und Osteuropaforschung.

Ricarda Vulpius legt ihre Überlegungen zu einer Begriffsgeschichte des semantischen Feldes „Zivilisation/Zivilisiertheit“ in Russland dar. Dabei macht sie auf die Bedeutung der Epoche Peters I. für einen tief greifenden Wandel in der Selbstwahrnehmung aufmerksam, als *ljudskost'* (Zivilisiertheit) ein aufkeimendes Gefühl von russischer kultureller Überlegenheit gegenüber den Nachbarn im Süden und Osten bezeichnete. Damals habe sich ein „imperiales Selbstverständnis“ im Sinne einer Unterscheidung zwischen dem Eigenen, das sich als Teil einer universellen (noch nicht nationalen) Zivilisation verstand, und dem Anderen herausgebildet, freilich nicht „550 Jahre nach der Eroberung Kazans und Astrachans“, wie es hier fälschlich heißt – das wäre erst so um das Jahr 2100 herum –, sondern bereits „im Laufe des 18. Jahrhunderts“ (S. 52). Wie sich diese Dichotomie zwischen „zivilisierten“ und „wilden“ Völkern zu der älteren von sesshaften und nomadischen Populationen verhielt, wird leider nicht diskutiert. Malte Rolf zeigt in seinem Beitrag über Warschau im späten Zarenreich, wie stark sich die imperiale Herrschaft vor Ort in einer nachhaltigen Entwicklung auswirken konnte, selbst wenn ihre größeren Projekte wie das einer deutlicheren Verankerung alles Russischen in Polen erfolglos blieben. Dass sich manche Beamte durchaus nicht als Teil einer Besatzungsmacht verstanden, macht Rolf am gemeinsamen „Projekt einer urbanen Moderne“ fest, das Generalgouverneure, Stadtpräsidenten, Ingenieure und Bürger immer wieder zusammengebracht habe (S. 152).

Reisner schlägt mit seinem Text über die Kaukasusforschung den Bogen von der Zarenzur Parteiherrschaft. Er betont den Anteil lokaler Forscher, die auch schon vor 1917 den zentralen Blick auf die Peripherie herausgefordert hätten. Unter Federführung von Niko Marr wurde in der frühen Sowjetunion die Kaukasusregion gegen die Tradition einer georgisch-nationalen Richtung nach sprachlichen Kriterien vereinheitlicht. Diese regionale Ausrichtung habe später den Einrichtungen der nationalen Akademien weichen müssen. In Bezug auf die sowjetische Historiografie islamischer Regionen deutet Karls Beitrag neben den „staatlich gelenkten Narrativierungsprozessen“ auch „konkrete Feierlichkeiten und Jubiläumsveranstaltungen“ als Versuche, die Herrschaft an der Peripherie zu legitimieren. Er schildert die schon im Zarenreich umstrittene Figur des Imams Šamil' und ihre sowjetischen Deutungen, kümmert sich aber auch um neue aserbaidchanische und usbekische „Helden“, für die „Retortenkulte“ um den „Verteidiger der Heimat“ Babäk (9. Jh.) und den „Humanisten der Völker“ Ališer Navoi (15. Jh.) geschaffen wurden (S. 177).

Die übrigen Beiträge behandeln aus unterschiedlichen Blickwinkeln diverse Kommunikations- bzw. Repräsentationsformen des Sowjetischen in Hinsicht auf die Welt außerhalb der eigenen Grenzen. Jan C. Behrens analysiert den stets auch nach außen gerichteten Moskaudiskurs im Stalinismus – die Hauptstadt als das „Schaufenster“ der Umgestaltung der 1930er Jahre (S. 58). Das Stadtjubiläum 1947 gilt dem Autor als Auftakt dafür, dass von nun an auch die Satellitenstaaten in den zuweilen panslawisch grundierten Diskurs der sowjetischen Hauptstadt einbezogen wurden, in dem es um deren sakrale Aura als „Hauptstadt der progressiven Menschheit“ gegangen sei (S. 75). So habe der Moskaudiskurs im Kalten Krieg die Hierarchien des Imperiums festgeschrieben. Um genau diese Hierarchien geht es auch Brigitte Stüder in ihrem spannenden Versuch, die Komintern als inter- und transnationales Kommunikations-, Handlungs- und Wirkungsfeld zu beschreiben. Im Rahmen dieser Organisation kam es zur Konfrontation mit dem überwiegend kapitalistischen Ausland, wobei die Akteure eine „kognitive Mehrfachorientierung an diversifizierten Realitäten“ hätten leisten müssen (S. 234). Am Ende habe der totale Anspruch des stalinistischen Systems sich auch in der Komintern geäußert, wenn auch in abgeschwächter Form. Ragna Boden beschäftigt sich am Beispiel der sowjetisch-indonesischen Beziehungen mit der Frage, inwieweit sowjetische Diplomaten den interkulturellen Dialog beherrschten. Interessanterweise kommt sie zu dem Schluss, dass die Kommunikation zwischen der Komintern und der indonesischen Partei vor der Unabhängigkeit des Landes auf



Augenhöhe vollzogen wurde, während Stalin den asiatischen Genossen gegenüber belehrend aufgetreten sei. Die zwischenstaatlichen Beziehungen zur Zeit Nikita Chruschtschew wiederum seien vom Bemühen der sowjetischen Seite gekennzeichnet gewesen, Präsident Sukarno trotz erheblicher finanzieller Zuwendungen seitens Moskaus als gleichberechtigten Verhandlungspartner dastehen zu lassen. Den Imagepolitiker Chruschtschew behandeln auch Elena Zubkova und Sergej Zubkov am Beispiel einer PR-Kampagne Ende der 1950er Jahre, die ihren Höhepunkt während dessen US-Reise 1959 erreichte und ihn erfolgreich als Friedensstifter präsentierte.

Nikolaus Katzer präsentiert Überlegungen zum sowjetischen Konzept der sportiven Gesellschaft als idealer Ordnung, als Modus der Modernisierung der Gesellschaft. Während die junge UdSSR damit Entwicklungen vorwegnahm, die nach dem Zweiten Weltkrieg global dominant wurden, sei die Schubwirkung Ende der 1970er Jahre „weitgehend aufgezehrt“ gewesen (S. 101). Martin Lutz berichtet von den Interessen der Firma Siemens in der frühen Sowjetunion und den damit verbundenen Auswirkungen auf Geschäftspraktiken und -aussichten. Einen weiteren Aspekt deutsch-sowjetischer Beziehungen untersucht Donig mit den Reisen von deutschen Delegationen in die UdSSR, wobei nach 1953 auch westdeutsche Bürger an diesen von den DDR-Freundschaftsorganisationen organisierten Reisen teilnahmen. Auch von de Kegel erfahren wir etwas über das sowjetische Bild der DDR: Ihr geht es um die massenmediale Kommunikation der Rolle des sozialistischen Deutschland innerhalb der sowjetischen Nachkriegshierarchie in der Zeitschrift *Ogonek*. Dabei stellt sie eine zunehmende Integration des „guten“ deutschen Staates in den Hegemonialraum des Kremls fest, die sie über die Anzahl und Platzierung der Artikel sowie die Gestaltung des Bildaufbaus nachzuweisen versucht. Bei aller Aufwertung Ost-Berlins seien die beiden Staaten jedoch „ungleiche Freunde“ geblieben (S. 304). Etwas aus der Reihe fällt der zusammenfassende Artikel von Pavlenko über postsowjetische russische Studien zur Geopolitik. Ihr Fazit, die wichtigste Anforderung an alle „power projects in Russia's history“ sei stets gewesen „to secure the state and territorial integrity of the nation“ (S. 120), liest sich im Lichte des Ukraine Konflikts im Frühjahr 2014 auf groteske Weise prophetisch.

So bleibt ein bunter Strauß von Beiträgen, die sich mal mehr, mal weniger am methodischen Rahmen der Einleitung ausrichten, jedoch trotzdem (oder vielleicht auch gerade deshalb) überwiegend mit Gewinn lesen lassen. Es sei jedoch nicht verschwiegen, dass nicht nur die Prophezeiung der Entwicklung des russischen imperialen Selbstbildes im Jahre 2100 auf mangelnde Sorgfalt bei der redaktionellen Arbeit hinweist. An anderer Stelle heißt die sowjetische Partei im Dezember 1952 noch VKP(b), obgleich sie nach der zutreffenden Auskunft desselben Texts im Oktober des Jahres bereits in KPdSU umbenannt worden war (S. 313 f.). Eine einheitliche Gestaltungsanweisung für bibliografische Angaben hat offenbar gefehlt (vgl. z.B. S. 286, Anm. 11, mit S. 209, Anm. 10) und von Konsequenz in der Transliteration kyrillischer Titel kann keine Rede sein (siehe z.B. die Beiträge von Pavlenko und Lutz). Wie so oft dürften diese kleinen Mängel wohl darauf zurückzuführen sein, dass am Ende einer Förderphase dringend Geld ausgegeben werden musste, aber keine Zeit mehr für einen letzten Korrekturdurchgang war. Solange wir aber noch Bücher machen dürfen, sollten wir uns diese Zeit nicht nehmen lassen.

Tallinn

Karsten Brüggemann

**Untergang einer Welt.** Der Große Krieg 1914-1918 in Photographien und Texten. Eine Publikation des Österreichischen Staatsarchivs. Hrsg. von Wolfgang Maderthaler und Michael Hochedlinger. Brandstätter. Wien 2013. 319 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-85033-771-7. (€ 39,90.)

**An meine Völker!** Der Erste Weltkrieg 1914-1918. Hrsg. von Manfred Rauchensteiner. Amalthea. Wien 2014. 255 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-85002-864-6. (€ 29,90.)

**Weltuntergang.** Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg. Hrsg. von Marcus G. Patka. Styria Premium. Wien u.a. 2014. 255 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-222-13434-0. (€ 24,99.)

Der Erste Weltkrieg gilt als eigentlicher Beginn des modernen Europa, dem er eine neue Ordnung überstülpte. Eine Voraussetzung dafür war das Auseinanderfallen des Vielvölkerreichs der Habsburger. Der Krieg, der diesen Prozess erheblich beschleunigte, ist Gegenstand mehrerer Wiener Ausstellungen, die 2014 der Öffentlichkeit angeboten wurden.

Wolfgang Maderthaler und Michael Hochedlinger haben für ihren Ausstellungsband zum Ersten Weltkrieg in Österreich-Ungarn hunderttausende Fotos aus dem Kriegsarchiv des Österreichischen Staatsarchivs gesichtet und daraus rund 300 herausragende Bilddokumente ausgewählt. Die allermeisten werden hier erstmals publiziert, da sie seinerzeit von der Zensur zurückgehalten wurden. Sie zeigen überwiegend Kriegsschauplätze an den Fronten in Ost- und in Mitteleuropa, darunter aus dem Raum Gorlice-Tarnów, aus Ostgalizien, aus verschiedenen Regionen (Kongress-)Polens. Enthalten sind aber auch Szenen aus den rückwärtigen Gebieten und von den Heimatfronten. Dabei steht nicht allein der Erste Weltkrieg als Auseinandersetzung sich feindlich gegenüberstehender Mächte im Mittelpunkt, sondern nahezu gleichrangig der Alltag im totalen Krieg und – als Teil davon – die Disziplinierung und unnachsichtige Maßregelung von Bevölkerungsteilen, die in Österreich-Ungarn als potenziell illoyal galten. Diesen Aspekt illustrieren beispielhaft die Bilder von Repressalien gegen als „Russophile“ angesehene Zivilisten (S. 252 f.) und gehängter tschecho-slowakischer Kämpfer (S. 25, 255).

Die für das „k.u.k. Kriegspressequartier“ tätigen Fotografen sollten, so Maderthaler in seiner Einleitung, „vermittels bildlicher Repräsentation der Kampfhandlungen und des soldatischen Alltags die Schrecken und Gräueltaten des modernen Maschinenkriegs ästhetisieren“ und dabei „ein anschauliches, nachvollziehbares, von Männlichkeitskult und Todesmut gleichermaßen zeugendes Heldennarrativ“ vertreten (S. 39). Durch die Gegenüberstellung von Propagandabildern mit der grauenhaften Realität der Schlachtfelder konterkarieren die Hrsg. die ursprüngliche Absicht der Urheber; die Verheerungen an Leib und Leben der Kriegsteilnehmer wie auch an ganzen Dörfern in den fast ausschließlich ländlichen Frontabschnitten werden wiederholt in Erinnerung gebracht. Ein Teil des Alltags waren die Massen von Kriegsgefangenen, auch wenn sie in Lagern weggesperrt waren. Seltsam mutet das Nebeneinander von „altem“ Krieg – mit Kavallerie und Säbel – und „modernem“ Krieg – einschließlich Großgeschützen, Gasmasken, Flammenwerfern, Kampfflugzeugen, Unterseebooten und Panzerkanonen – an. Dem neuen Werkzeug des Tötens entsprach die Art und Weise des unvorstellbaren, weil so massenhaften Leidens und Sterbens an der Front, das in etlichen Momentaufnahmen eindrucksvoll bebildert wird.

Die Fotos ergänzen klug ausgewählte, das Geschehen kommentierende Auszüge aus einer Vielzahl von Quellen, etwa aus literarischen Werken von Jaroslav Hašek, Franz Kafka, Karl Kraus, Joseph Roth, Stefan Zweig, aus Notizen von Oskar Kokoschka, aus Tagebüchern und Reportagen. Die „Bilder des Unsagbaren“ (S. 39) illustrieren mithin fotografisch – wie es der Titel verkündet – den Untergang einer Welt. Mit dieser Einschätzung lassen sich die Hrsg. aber allzu sehr von einer wehmütigen Wahrnehmung unter der ungarischen und der deutsch-österreichischen Bevölkerung leiten. In Krakau und Lemberg, in Prag und Zagreb waren die Kriegsjahre – trotz der alltäglichen Not der Gegenwart – schließlich auch mit großen Hoffnungen verbunden, die im Zeichen eines selbstbestimmten nationalen Aufbruchs standen.

Sensibler geht mit dieser Frage der Katalog um, der anlässlich der Ausstellung „An Meine Völker! Der Erste Weltkrieg 1914-1918“ herausgegeben wurde. Sie fand von März bis November 2014 im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek statt und beruhte auf deren umfangreichen Sammlungen, denn von Kriegsbeginn an widmete sich die Nationalbibliothek der Aufgabe, das vom Krieg geprägte Geschehen zu dokumentieren. Außer auf Fotografien blicken wir somit auf Illustrationen, die Büchern und Zeitschriften entnommen wurden, auf Bildpostkarten, Todesanzeigen, Bild- und Textplakate, Bekanntmachungen, Handschriften, Schulaufsätze, Gedichte, Lieder und anderes mehr – in verschiedenen Sprachen. Nach einer kundigen Einführung des Hrsg. Manfred Rauchensteiner in die historische Entwicklung folgen acht Kapitel, in denen einleitend gewisse Hintergründe des Ausstellungsmaterials beleuchtet werden. So stellt Hans Petschar die Sammelaktivitäten der Hofbibliothek und der Fideikommissbibliothek 1914-1918 vor, während Christian Maryška die Plakate der „Kriegssammlung“ und Zsuzsanna Brunner „ungarische Kundmachungen aus dem Ersten Weltkrieg“ erläutert. Die Hofbibliothek Wien in den Wirren des Kriegs schildert Gabriele Mauthe. Weitere Beiträge befassen sich mit „Karten im Krieg“, der propagandistischen Rolle der Musik und „Lebensbildern“ – den Materialien aus Nachlässen und Autografen aus dem Literaturarchiv, darunter solchen des Wiener Publizisten Stefan Großmann, der das Geschehen in Berlin beobachtete. Ein wenig aus dem üblichen Rahmen fällt Herbert Meyers Aufsatz über die von der internationalistischen Esperanto-Bewegung beflügelten Friedensbestrebungen.

Den einführenden Beiträgen folgen 17 Kapitel zu den Einzelthemen der Ausstellung. Zur Sprache kommen dabei etwa Krieg und Gedächtnis, die Krisenwochen vor dem Kriegsausbruch, die für Österreich-Ungarn schwierige erste Kriegsphase, die Kriegsanleihen, das Verhältnis zum „Erbfeind“ Italien und nicht zuletzt „der alte Kaiser“ – es wird also auch die Rolle von Franz Joseph beleuchtet, der sich früh entschlossen hatte, den Krieg gegen Serbien zu beginnen. Überdies wird das Bündnis mit dem Deutschen Reich in den Blick genommen („Nibelungentreue und Mitteleuropa“), die neue Lebensform des Lagers, der Umgang mit Verwundung und Tod, die Mangelwirtschaft, der gewandelte Aufgabenbereich der Frauen im Krieg und auch die nationalistische Indoktrination von Schülern, denen der Hass eingepflanzt wurde, der für den damaligen Krieg mobilisierte – darüber hinaus aber auch schon, wie wir heute wissen, für den künftigen, an dem sie selbst teilnehmen sollten. Darauf verweist die satirische, von Fridolin Zothe (1864-1916) gezeichnete, aus Menschentypen-Bildern zusammengesetzte Karte eines konflikträchtigen Vielvölkerreichs von 1914, die sich – voller deutsch-österreichischem Eigendünkel – in Bildsprache und gereimtem Kommentar immer wieder beim Antisemitismus bedient. Die Anstrengungen der Hofbibliothek, eine Vielzahl von Quellen zu sammeln, wird im Kapitel über die beginnende Historisierung des Kriegs aufgegriffen. Das Kriegspressequartier dokumentierte unterdessen für die Propaganda den fotografisch festgehaltenen, ästhetisierten Kriegsalltag der Soldaten („Der Krieg der Bilder“). Kurze Stellungnahmen gehen schließlich auf den „Gedächtnisort Erster Weltkrieg“ ein. Ihre Verfasser/innen entstammen den heutigen zwölf Nachfolgestaaten des Habsburgerreichs und widmen sich ihrer Aufgabe mit einer Vielzahl von Zugängen. Insgesamt bietet der hervorragend gestaltete Ausstellungskatalog eine Fülle von Material für die Alltags- und Kulturgeschichte dieser Kriegszeit, wobei stets unterschiedliche „ethnische“ Blickwinkel zum Tragen kommen.

Im Besonderen auf „jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg“ richtet sich dagegen der Katalog zur Ausstellung „Weltuntergang“, die von April bis September 2014 im Wiener Jüdischen Museum veranstaltet wurde. Eine große Zahl von Institutionen, u.a. aus Israel, Washington, Berlin und Frankfurt am Main, stellten die Materialien zur Verfügung, um Erfahrungen von Juden in den letzten Jahren der Doppelmonarchie begreifbar zu machen. Der internationale Vergleich verhilft dazu, die Befunde einzuordnen. Laut der Einführung von David Rechter über die „große Katastrophe“ (S. 12) nahmen anderthalb Millionen Juden aktiv am Krieg teil, ein Drittel davon auf Seiten Russlands und 300 000 (unter ihnen 25 000 Offiziere) auf Seiten Österreich-Ungarns; etwa jeder Zehnte dieser jü-

dischen Soldaten hat in dem Krieg sein Leben gelassen. Auch bei ihnen stand patriotische Begeisterung oftmals am Anfang. Doch an ungezählten Orten Osteuropas führten die Kämpfe dazu, dass die traditionelle jüdische Lebenswelt nachhaltig zerstört wurde: Schon 1914 flohen mehrere Hunderttausend Juden aus Galizien und der Bukowina vor der russischen Invasion nach Westen, bis Mitte 1915 stieg die Zahl der Flüchtlinge allein in der Hauptstadt auf 150 000. Der politische Antisemitismus erhielt steten Auftrieb, gespeist zudem durch das Gerücht, Juden würden sich aus Feigheit und mangelnder Staatstreue dem Fronteinsatz entziehen. Werner Bergmann steuert zu diesem Vorwurf der Drückebergerei einen klärenden Beitrag bei, der die Zeitbedingtheit des in Deutschland verbreiteten Bildes vom „unsoldatischen Juden“ nachweist. Gerhard Langer erkundet „Krieg“ in der jüdischen Religion“. Einen Überblick zu „Aufstieg und Fall des Wiener Judentums“ bietet Robert Wistrich, während Dieter Hecht und Peter Steiner neue Erkenntnisse zu den Feldrabbinern mitteilen.

Daneben geraten auch Aspekte in den Blick, die bisher als Nebenschauplatz des Kriegs galten. Christoph Neumayer beschäftigt sich mit muslimischen Soldaten in den Streitkräften Österreich-Ungarns. Drei Aufsätze kreisen um „Jerusalem“, befassen sich mit den jüdischen Soldaten im Heiligen Land und mit dem Verhältnis Österreich-Ungarns zu Palästina. Neun der 22 Beiträge sind dem Themenfeld „Nachkrieg“ zugeordnet und betrachten die Entwicklung nach Kriegsbeginn u.a. bei der Flüchtlingshilfe in Wien, den jüdischen Interessenvertretungen, den Frauen, in der Umbruchphase 1918/19, beim Bund jüdischer Frontsoldaten Österreichs und bei den Anstrengungen der organisierten Gegner des Krieges. Immerhin war in Wien nicht nur Bertha von Suttner (1843-1914), die Friedensnobelpreisträgerin des Jahres 1905, sondern auch Alfred Hermann Fried (1864-1921), der Friedensnobelpreisträger von 1911, tätig.

Der Katalog vermag es mit Fotos und sonstigen Illustrationen einmal mehr, den Geist der Zeit auf anschauliche Weise zu vergegenwärtigen. Leider zeugt er auch von den Unarten, die mit allzu bequemen Übernahmen fremdsprachiger Texte verbunden sind. So erscheint es seltsam, dass – wie Rechter in seinem Beitrag mitteilt – „die katholische Zentrumspartei“ 1918 mit einer englischsprachigen Stellungnahme dagegen protestierte, dass die (Ost-)Juden Deutschland überschwemmen, und bereits im zweiten Kriegsjahr der Berliner Privatdozent Franz Oppenheimer (1864-1943) forderte, dass „caftan Jews“ der Weg nach Deutschland versperrt bleiben müsse (S. 15 f.).

Am Ende stehen im Abschnitt „Biografien“ mehrere Dutzend Biogramme von Kulturschaffenden, „Gelehrten und Friedensfreunden“, politischen Funktionären und Soldaten – wobei freilich nicht klar ist, nach welchen Kriterien diese ausgewählt wurden. Die Zuordnung Hugo von Hofmannsthal, der sich selbst stets als katholischer Aristokrat sah, zu den jüdischen Autoren ist gleich mehrfach fragwürdig. Gleichwohl ergibt sich aus den Lebensläufen manch Bemerkenswertes. Unter den Soldaten erscheint beispielsweise der Arzt Kaspar Blond (1889-1964) aus Czernowitz, der früh in russische Kriegsgefangenschaft geriet, nach Mittelasien verschleppt wurde und 1915 von dort floh und auf seinem Rückweg Augenzeuge des Genozids an den Armeniern war. Aber es finden sich hier weder Robert Musil noch Ludwig Wittgenstein, wiewohl sich der philosophierende Wiener Industrielensohn freiwillig zur Kriegsteilnahme gemeldet hatte. Schon im Oktober 1914 äußerte sich Wittgensteins zutiefst pessimistische Gemütslage; er fühle „heute mehr denn je die furchtbare Traurigkeit unserer – der deutschen Rasse – Lage! Denn daß wir gegen England nicht aufkommen können, scheint mir so gut wie gewiß. Die Engländer – die beste Rasse der Welt – können nicht verlieren! Wir aber [...] werden verlieren, wenn nicht in diesem Jahr, so im nächsten! Der Gedanke, daß unsere Rasse geschlagen werden soll, deprimiert mich furchtbar, denn ich bin ganz und gar deutsch!“ (Untergang einer Welt, S. 26). Dieses Beispiel mag zeigen, dass es durchaus sinnvoll ist, auch solche, das Allgemeine in den Blick nehmenden Bildbände heranzuziehen, wenn man sich über die vielfältigen Facetten jüdischen Lebens im Ersten Weltkrieg umfassend unterrichten will – insbesondere vor dem

Hintergrund der Geschichte Wiens und seiner Einrichtungen in einer Zeit, die von den diversen jüdischen Bevölkerungsteilen des Habsburgerreichs so sehr geprägt war.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

**Maciej Szukała: Pruskie archiwa państwowe a niemieckie badania wschodnie w okresie międzywojennym.** Między nauką a politycznym zaangażowaniem. [Die preußischen Staatsarchive und die deutsche Ostforschung in der Zwischenkriegszeit. Zwischen Wissenschaft und politischem Engagement.] Naczelna Dyrekcja Archiwów Państwowych u.a. Szczecin – Warszawa 2011. 325 S., dt. Zus.fass. ISBN 978-83-62421-13-8.

Maciej Szukała verfolgt mit seinem Buch das Anliegen, die Rolle der deutschumszentrierten Ostforschung in den östlichen preußischen Staatsarchiven während der Zwischenkriegszeit darzustellen. Mit Ausnahme Königsbergs sind diese Institutionen heute ausschließlich polnische Staatsarchive. Die bisherige Forschung konzentrierte sich hinsichtlich der Ostforschung insbesondere auf das Universitätsmilieu, berücksichtigte die Archive dabei aber nur am Rande. Sz., der selbst am Staatsarchiv Stettin (Archiwum Państwowy w Szczecinie) wirkt, legt mit der vorliegenden Habilitationsschrift erstmalig in polnischer Sprache eine einschlägige Synthese vor. Darüber hinaus bietet das Buch wichtige Informationen über die allgemeine Entwicklung der preußischen Archive für den polnischen Leser.

Chronologisch gegliedert stellt Sz. zunächst die Entwicklung des deutschen Archivwesens mit Schwerpunkt auf der preußischen Archivverwaltung seit dem 19. Jh. dar. Das zweite Kapitel behandelt die Anfänge der Ostforschung in den preußischen Staatsarchiven in der Weimarer Republik. Daran schließt ein institutionell ausgerichteter Abschnitt an, der sich mit Organisationen wie der Publikationsstelle beim Geheimen Staatsarchiv und der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft (NOFG) beschäftigt. Diese standen mit der preußischen Archivverwaltung in Verbindung und dienten der Ostforschung. Darüber hinaus betrachtet der Vf. die Haltung der Ostforscher zur Entwicklung der deutsch-polnischen Beziehungen in den 1930er Jahren. Das vierte Kapitel untersucht die preußischen Archive in Königsberg, Stettin und Breslau sowie das Staatsarchiv Danzig und zeichnet den Weg von der Landesgeschichte zur auf das deutsche Volkstum bezogenen Ostforschung nach.

Den Ausgangspunkt für den Aufschwung der deutschen Ostforschung und eine engagierte Indienststellung preußischer Archivare für das deutsche „Volkstum“ sieht Sz. zum einen in der Niederlage des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg und der damit verbundenen territorialen Verluste. Darüber hinaus konstatiert er ein bereits zuvor vorhandenes starkes nationales Bewusstsein. Zu Recht schreibt er Albert Brackmann, 1929-1936 Direktor der preußischen Staatsarchive, eine zentrale Rolle bei der Heranziehung der Archive für die nationale Sache zu. Ihm gelang es bereits vor 1933, staatliche finanzielle Mittel für die Ostforschung zu gewinnen und diese effizienter zu organisieren. Hierbei spielten die von Brackmann ins Leben gerufene Publikationsstelle sowie die NOFG, aber auch das Institut für Archivwissenschaften, an dem Polnisch unterrichtet wurde, eine wichtige Rolle.

Die Mitarbeiter der Publikationsstelle gingen polnische Publikationen auf deutschfeindliche Aussagen hin durch, um dann beispielsweise polnischen Forschern den Zugang zu den preußischen Archiven zu verwehren. Zudem wurden polnische Publikationen intern für den Dienstgebrauch übersetzt, damit deutsche, des Polnischen nicht mächtige Historiker und Archivare diese in Rezensionen und eigenen Veröffentlichungen kritisieren konnten. Zu korrigieren ist die auf einen Aufsatz Klaus Zernacks gestützte Aussage des Vf., wonach Brackmann die polnische Sprache soweit beherrscht habe, dass er die polnische Mediävistik verfolgen konnte (S. 74). Dafür liegen keine hinreichenden Belege vor, zumal sich Brackmann nachweislich der Übersetzungen der Publikationsstelle bediente. Die offizielle Annäherung zwischen Polen und Deutschland infolge des Nichtangriffspakts vom

Januar 1934 führte bei den deutschen Archivaren zu keinem grundlegenden Wandel in ihrer auf „Abwehr“ gegenüber Polen gerichteten Tätigkeit in der Ostforschung.

Die Abschnitte zu den preußischen Archiven in Königsberg, Stettin und Breslau sowie dem Staatsarchiv Danzig behandeln jeweils die dortigen Akteure der Ostforschung. Sz. stellt hier erstmals am Beispiel der Stettiner Dienststelle mit Fritz Morré und Roland Seeburg-Elverfeldt junge Archivare vor, die sich in der Ostforschung engagierten. Diesen überzeugten Nationalsozialisten hat die Forschung bisher keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Auch wenn für den deutschen Leser diverse Passagen nicht neu sind, fasst das Buch den bisherigen deutschen Forschungsstand solide zusammen. Darüber hinaus analysiert der Vf. zum ersten Mal anhand konkreter regionaler Beispiele den bedeutenden Anteil der ostelbischen Archive an der Ostforschung. Somit legt Sz. eine wichtige und von sehr guter Sachkenntnis zeugende Untersuchung vor.

Münster

Stefan Lehr

**Piotr Rypson: Against All Odds.** Polish Graphic Design 1919-1949. Übersetzt von Richard Bialy. Karakter. Kraków 2011. 408 S., Ill. ISBN 978-83-62376-10-0. (PLN 159,-)

Piotr Rypson ist es mit diesem reich illustrierten Band gelungen, eine Geschichte des Grafikdesign in Polen für ein breites Publikum zu schreiben. Die 2010 bereits auf Polnisch erschienene Publikation<sup>1</sup> gibt einen Überblick über das vorhandene Material, stellt die wichtigsten Künstler(gruppen) und Designer/innen vor, arbeitet die prägendsten Stilrichtungen zwischen den beiden Weltkriegen heraus und legt die Produktions- und Rezeptionsbedingungen der Arbeiten offen. In seiner Einleitung schildert R. die Schwierigkeiten, mit der sich die Grafikdesign-Forschung in Polen konfrontiert sieht, da es kein Museum gibt, welches systematisch polnisches Grafikdesign sammelt. So war er bei seinen Recherchen auch auf Funde im Internet, auf Dachböden und in Kellern angewiesen. Der Überblick endet mit dem Jahr 1949, in dem mit der Einführung des Sozialistischen Realismus ein neues ästhetisches Zeitalter anbrach und sich mit der Verstaatlichung der Druck- und Verlags-häuser die Arbeitsbedingungen für Designer/innen grundlegend veränderten.

*Against All Odds* ist jedoch nicht nur eine Geschichte des Grafikdesigns in Polen, sondern auch eine Geschichte der über die Staatsgrenzen hinweg international vernetzten künstlerischen Avantgarde in Ostmitteleuropa. Die junge Republik Polen fungierte als ein „Knotenpunkt“ (S. 28) der Kunst- und Designszene. Hier trafen Kunstströmungen und ästhetische Theorien aus den Niederlanden, Deutschland und Russland aufeinander. Als besonders fruchtbar erwiesen sich Verbindungen neuer Ideen zu Gestaltung und Typografie mit der Literatur. Die Künstler/innen, Literat/inn/en, Philosoph/inn/en und Architekt/inn/en gründeten teils politisch inspirierte Zirkel, darunter die Künstlergruppen BLOK, Praesens und a.r., verfassten Manifeste, entwarfen gemeinsame Projekte und brachten Publikationen heraus. R. weist an dieser Stelle auf die zentrale Rolle des jüdischen Künstlermilieus in Polen bezüglich der Kommunikation mit deutschen und russischen Avantgardezirkeln hin.

In 33 Kapiteln, die in drei Blöcken zusammengefasst sind, gelingt es R., den Nährboden, auf dem die (typo)grafischen Entwürfe und programmatischen Schriften der Gestalter/innen gediehen, anschaulich zu beschreiben und in diesen Kontext dezidierte Analysen einzelner Arbeiten einzuflechten. Das wiedervereinte Polen stellte in den Jahren vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs einen offenen Ort dar, der den Fortschrittsträumen und utopischen Entwürfen sowohl der künstlerischen als auch der politischen Avantgarde Raum bot. Gleichzeitig erzeugten sowohl die Folgen des vorangegangenen als auch die

<sup>1</sup> PIOTR RYPSOŃ: Nie gęsi. Polskie projektowanie graficzne 1919-1949, Kraków 2011.

Möglichkeit eines neu heraufziehenden Krieges ein Klima gesellschaftlicher Unsicherheit und politischer Anspannung, dem die Regierung durch eine hohe Militärpräsenz entgegenzuwirken versuchte.

Der erste Teil des Buches widmet sich den verschiedenen künstlerischen Gruppierungen, die in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre aufblühten. Diese entwickelten zunehmend eigene Formensprachen und prägten bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs die Kunst- und Designlandschaft Polens. R. teilt diese Strömungen in drei ästhetische Bereiche ein: 1. traditionelle Grafik, die sich an der Volkskunst orientierte, 2. avantgardistische Strömungen, die mit der Tradition zu brechen versuchten und 3. eine heterogene Richtung, die sich auf die Konstruktion der grafischen Botschaft konzentrierte und sich dabei an Konstruktivismus, Neoplastizismus und architektonischem Zeichnen orientierte. Es folgen einige Kapitel, die sich mit den medialen Bedingungen des Grafikdesigns beschäftigen: den ersten billig produzierten Buchserien, Kino und Film, der Technik der Fotomontage, Corporate Design, Firmenlogos und der Architekturszene. Im zweiten Teil des Buches schildert R. einen wichtigen Teil des Lebensalltags in Polen zwischen den beiden Weltkriegen und in den ersten Jahren nach der Gründung der Volksrepublik, indem er auf Gebrauch und Konsum der neu aufkommenden Massenprodukte sowie der raren Luxusgüter eingeht: In welches Papier war Schokolade eingewickelt und wer konsumierte sie, wer konnte es sich leisten, Tabak und Alkohol zu kaufen, welche Autos waren auf polnischen Straßen zu sehen und wie wurden Medikamente, Glücksspiel, Finanzprodukte oder Industrie beworben? Der dritte Teil des Buches geht schließlich auf die politisch bestimmten Rahmenbedingungen für die Tätigkeit von DruckgrafikerInnen im Polen der Zwischenkriegszeit ein. Die einzelnen Kapitel sind der Bedeutung der Zeitungen und Zeitschriften sowie des Druckgewerbes, der Kriegspropaganda, dem Personenkult (Józef Piłsudski) sowie den Untergrundpublikationen und der Frage nach der Kollaboration mit den feindlichen Besatzer/inne/n gewidmet. Das Buch schließt mit einem Ausblick auf die Entwicklungen und Konsequenzen, die mit der Einführung des Sozialistischen Realismus einhergingen und eine neue Zeit einläuteten.

Zwar mag die Trauer des Autors um den „Verlust“ der östlichen Gebiete mit ihren kulturellen Zentren um Vilnius und L'viv an Litauen und die Ukraine im letzten Teil des Buches (S. 386) befremdlich wirken. Der besondere Verdienst R.s mit *Against all Odds* liegt jedoch in der sorgfältigen Recherche und Sichtbarmachung von Material, das sonst nur schwer zugänglich ist. So erschließt der Bildband ephemere Fundstücke wie beispielsweise Briefpapier von Firmen oder Rechnungsblöcke mit Firmenlogos und bietet Entdeckungen wie eine 1943 handschriftlich im Untergrund herausgegebene Publikation mit Gedichten von Julian Przyboś, die mit verschiedenen Titelblättern von Maria Jarema gestaltet wurde. Indem R. eine Art Landkarte der Bedingungen und Möglichkeiten des polnischen Grafikdesigns von 1919 bis 1949 zeichnet, schließt er dabei eine Lücke nicht nur für das Fachpublikum und eröffnet gleichzeitig neue, noch unbearbeitete Forschungsfelder, die der Designforschung vielfältige Anknüpfungspunkte bieten.

Köln

Corinna Kühn

**Mark Cornwall: *The Devil's Wall*.** The Nationalist Youth Mission of Heinz Rutha. Harvard Univ. Press. Cambridge/MA u.a. 2012. 352 S., Ill., Kt. ISBN 978-06-7404-616-0. (€ 36,-)

In this masterful and absorbing biography, Mark Cornwall uses the life of the Sudeten German national activist Heinz Rutha to shed new light on ethnic relations along the Czech-German borderlands during the interwar era, the Sudeten German national movement's relationship to Nazism, and Sudeten German foreign policy in the years leading up to the fateful Munich conference in 1938. Most novel, however, is C.'s exploration of the manner in which Rutha's homosexual longings shaped both his conception of Sudeten identity and the homosocial world of the German nationalist youth movements in Bohe-

mia. This study is based on an impressive array of sources, including archives in eight countries, Czech and German-language newspapers and journals, and interviews with a surviving relative of Heinz Rutha.

Beginning in the late 19th century, rising Czech nationalism and the development of a more virulent and exclusive German nationalism led to increasing national antagonism between Czechs and Germans in Bohemia, and particularly along the language border. Heinz Rutha, born near the troubled language border in northern Bohemia in 1897, spent the bulk of his life in the German nationalist world and would become a leading figure in the Sudeten German national movement during the interwar years. Although Rutha had Czech heritage in his own family—his maternal grandmother was Czech—his ‘dual education’, formally at the hands of German nationalist teachers and informally through enthusiastic participation in the *völkisch* nationalist Wandervogel movement, in which youths sought to strengthen and rejuvenate the German Bohemian national community, made him a committed German Bohemian nationalist by the outbreak of the First World War in 1914. For health reasons, Rutha was unable to serve in the Austrian army until the very end of the war, but during those years on the home front, Rutha emerged as a leader of a now more militarized and political Wandervogel movement in Bohemia.

C. argues convincingly that the experience and aftermath of the First World War was critical for the development of Rutha’s nationalist youth mission and for his ideas regarding the political future of his Bohemian homeland. Austria-Hungary was swept away at the end of the war, and German Bohemians found themselves as minorities in a Slav-dominated Czechoslovakia, a result that further radicalized Rutha and many other Sudeten Germans. Rutha’s brief experience at the front at the end of the war convinced him that the German youth movement in Bohemia needed to be led by strong, charismatic leaders, and this idea became a cornerstone of his work in youth nationalist organizations in the interwar years. Although his political program developed slowly over the course of the 1920s, by the early 1920s he had determined that an elite, politicized, and militant nationalist youth organization was vital to the Bohemian German struggle against the Czechs. Finding the Wandervogel too romantically and culturally oriented, Rutha turned his energies toward the more political Turn organization, in which he quickly became a youth leader and developed a close relationship with fellow Turner Konrad Henlein, who would go on to become the head of the Sudeten German Party (SdP). During this same period—influenced by reading Plato and contemporary German writers—Rutha adopted the principle of ‘pedagogic Eros’ for his youth mission. This vision, modeled on ancient Greece, held that intense male bonding, especially between leaders and youths, would energize and strengthen the nationalist youth movement. In this way, Rutha normalized his own same-sex longings and found a place for them within his nationalist youth mission.

In the final third of the book, C. addresses a longstanding historiographical debate regarding Henlein’s SdP. Some historians view the SdP as a thoroughly Nazified party that wanted to join Germany and destroy Czechoslovakia, while others view the party as an independent Bohemian German nationalist grouping that originally sought to maintain its distance from the Nazis and desired Sudeten autonomy within a reformed Czechoslovakia. By examining Rutha’s career in the 1930s, C. makes a nuanced and compelling argument for the latter interpretation. He contends that Rutha was a Sudeten loyalist: a German nationalist and pan-German who was nonetheless loyal first and foremost to his Bohemian homeland and who viewed the Third Reich as a natural and powerful ally but also a potential threat to Sudeten German autonomy. Nazis within the SdP rejected this Bohemian loyalist stance, but the vision was embraced by Henlein and much of the SdP leadership. The SdP came to national and international prominence in May 1935, when it won the most votes in Czechoslovakia’s parliamentary elections. Although the SdP did not enter the governing coalition, Henlein appointed Rutha as the SdP ‘foreign minister’; his task was to draw attention from European powers and international bodies to the plight of the Sudeten Germans. From 1935 to 1937 Rutha energetically lobbied for the Sudeten national cause



with German diaspora groups, the League of Nations, and Great Britain. He found a particularly sympathetic ear in London, where by the mid-1930s the British Foreign Ministry was open to revising the Versailles settlement and viewed Czechoslovak 'oppression' of Sudeten Germans as not only unjust but a threat to stability on the continent.

Rutha's programs—his nationalist youth mission and his vision of a peacefully achieved autonomous Sudetenland—both came crashing down in late 1937 when Czech policemen arrested him and charged him with homosexuality. Rumors of Rutha's homosexuality had simmered for years, but his rise to national prominence as SdP foreign minister made him a target, both for Czech political police and for Nazis within the SdP who rejected Rutha's loyalist and moderate stance regarding Bohemia's political future, although C. contends that his arrest was not the result of political conspiracy. Rutha committed suicide in his cell before he could be brought to trial, but his arrest and the subsequent trial of those in his network led to the largest homosexual scandal in interwar Czechoslovakia. And the Third Reich fully exploited the scandal. In 1939 and 1940, with the Third Reich occupying Czechoslovakia, the Gestapo cynically used the ghost of Rutha as an excuse to launch a homosexual purge against the Nazis' political opponents, which effectively destroyed the loyalist, non-Nazi faction of the SdP.

After decades of being deemed unfashionable in the academy, biography has of late been making a comeback, and C.'s book is a masterful example and model of the potential of the biographical form. For *The Devil's Wall* illuminates much more than just Rutha's life; it also sheds new light on the social, cultural, and political character of a troubled corner of Central Europe during the interwar era. All scholars of interwar central Europe should read this book, and scholars and students with an interest in nationalism, youth studies, and gender and sexuality in twentieth century Europe will also read this book with great profit.

Flint/MI

Christopher A. Molnar

**Birgit Vierling: Kommunikation als Mittel politischer Mobilisierung.** Die Sudetendeutsche Partei (SdP) auf ihrem Weg zur Einheitsbewegung in der Ersten Tschechoslowakischen Republik (1933-1938). (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 27.) Verl. Herder-Inst. Marburg 2014. X, 592 S., Ill. ISBN 978-3-87969-382-5. (€ 49,-)

Birgit Vierling untersucht in ihrer umfangreichen Studie, die im Jahr 2011 an der Universität Regensburg als Dissertation angenommen wurde, wie die Sudetendeutsche Heimatfront (SHF) – später Sudetendeutsche Partei (SdP) – es in den fünf Jahren ihrer Existenz zwischen 1933 und 1938 schaffen konnte, die große Mehrheit der deutschsprachigen Bevölkerung der Tschechoslowakei für sich zu gewinnen. Gegründet wurde die Heimatfront durch den Turnlehrer Konrad Henlein, bereits 1935 konnte sie, nun unter ihrem geänderten Namen „Sudetendeutsche Partei“, über 1,2 Millionen Stimmen auf sich vereinen. Auch nach 1935 konnte die Partei, trotz heftiger Flügelkämpfe, ihre Vormachtstellung unter den deutschen Parteien weiter ausbauen und zählte 1938 über eine Million Mitglieder. Nach dem Anschluss der deutsch besiedelten Gebiete an Deutschland wurden die SdP und ihre Mitglieder in die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) eingegliedert, Henlein erhielt den Posten des Gauleiters für das Sudetenland.

Die SdP war bereits häufiger Gegenstand von Forschungsarbeiten, bislang konzentrierten sich die Untersuchungen jedoch, wie auch V. feststellt, auf eine vermutete ideologische, personelle und finanzielle Abhängigkeit der SdP von der NSDAP und anderen reichsdeutschen Akteuren. Der Versuch, die systemimmanenten Ursachen für den Erfolg der Partei in der Tschechoslowakei zu analysieren, unterblieb jedoch bisher. Diese Lücke möchte V. mit ihrer Dissertation füllen. Sie stellt dazu die Frage, warum und mit welchen Mitteln es der SHF/SdP gelang, derart viele Menschen zu mobilisieren und diese langfristig an sich zu binden. Die Antwort darauf vermutet die Autorin in der Kommunikation der Partei mit ihren Wählern. Sie muss jedoch eingestehen, dass die Perspektive der Rezi-

pienten aufgrund der unzureichenden Quellenlage gar nicht in die Analyse mit einfließen könne. Da aber politische Kommunikation „von oben nach unten“ erfolge und die Wähler eher antizipatorisch denn als gleichberechtigte Kommunikationspartner auftreten würden, reiche es, den Informationsfluss von der Partei zum sudetendeutschen Wahlvolk zu betrachten (S. 4).

Nach einer knappen, aber alle Aspekte abdeckenden Einführung in die Situation der Deutschen in der Tschechoslowakischen Republik im zweiten Abschnitt folgt dann im dritten Kapitel eine ausführliche Rekonstruktion der Entstehung der SHF/SdP, eine Beschreibung ihrer Strukturen, ihres Programms und ihres Personals. Auch die Person Henleins, des „Führers der Bewegung“, stellt V. in einem Unterkapitel vor (S. 82). Auf knappen drei Seiten folgt sie hierbei den vorherrschenden klassischen Interpretationsmustern von Heinlein als „schwachem Führer“, der ideologisch unentschieden gewesen sei (S. 83).

In einem gesonderten Unterkapitel widmet sich die Vf. dem Begriff der „Sudetendeutschen Volksgemeinschaft“ (S. 101). Die Partei gebrauchte diesen Begriff als zentrales Element ihrer Propaganda. V. zieht den Vergleich zur Nutzung der „Volksgemeinschaft“ durch die NSDAP in Deutschland und zeigt Unterschiede auf. So habe der Begriff in der sudetendeutschen Bevölkerung bereits vorhandene Wunschvorstellungen aufgegriffen. Leider geht V. hier nicht näher auf diesen unter den Deutschen in Böhmen und Mähren verbreiteten Diskurs ein, sie verweist lediglich auf die Nutzung des Begriffes durch Henleins Mitstreiter Heinz Rutha bereits in den 1920er Jahren. Ein Exkurs zu den Auseinandersetzungen zwischen Tschechen und Deutschen im 19. Jh. um Sprache und Nation hätte deutlicher machen können, warum die Vorstellung einer alle Deutschen der Tschechoslowakei umfassenden Volksgemeinschaft bei ebendiesem auf fruchtbaren Boden fiel. Auch eine Einbettung in die umfangreiche Forschungsdebatte zum Begriff der „Volksgemeinschaft“ unterbleibt leider an dieser Stelle.

Interessant ist, dass V. auch den Geschlechteraspekt im Diskurs über die „Volksgemeinschaft“ beleuchtet. So seien die Funktionärinnen der Partei ermahnt worden, „nicht mit den Männern um politische Erfolge, Ruhm oder Talent zu wetteifern, sondern still und stolz an deren Seite zu stehen“ (S. 111). Von den Männern sei hingegen erwartet worden, eine Familie zu gründen. Der Wille zum Kind galt demnach als „völkische Verpflichtung“, um das Aussterben des Volkes zu verhindern. V. kommt auf den Begriff „Volksgemeinschaft“ und dessen Wirkung im sechsten Kapitel zurück, dort untersucht sie die diskursiven Praktiken der SHF/SdP.

Das eigentliche Herzstück der Arbeit ist das vierte Kapitel. Hier geht V. der Parteikommunikation in all ihren Nuancen nach. Im Fokus stehen die Akteure und die zuständigen Parteistellen, aber auch die Organe, Publikationen sowie Flugblätter und Plakate. Die Autorin zeichnet hier anhand zahlreicher Quellen nach, wie effizient der Presseapparat der Partei arbeitete, welche Diskurse und Motive kreiert und wie diese dann nach unten weiter kommuniziert wurden. Allerdings wird aufgrund der akribischen Analyse auch deutlich, wie sehr ihrer Darstellung die Perspektive der Empfänger dieser Propaganda fehlt. Ob also die Motive der Plakate (einige sind im Anhang farbig abgedruckt), die Anzahl der Flugblätter oder der Inhalt der Parolen den Ausschlag gaben, die Partei zu wählen, lässt sich nicht mehr rekonstruieren.

Im fünften Kapitel folgt dann eine Analyse des Wahlkampfes der SHF/SdP. Auch hier kann V. ihre Argumentation wieder auf umfangreiches Quellenmaterial stützen. So zeigt sie überzeugend, dass das hohe Mobilisierungspotenzial der Partei auch darauf zurückzuführen war, dass sie den einfachen Parteimitgliedern Verantwortungsgefühl verlieh. Dabei erweckte die SHF/SdP den Eindruck, dass es auf jeden Einzelnen ankomme, um den Fortbestand der Volksgruppe zu sichern (S. 409). Durch die Einbindung möglichst vieler Mitglieder in den Wahlkampf und das gleichförmige Auftreten der Mitglieder sei der Eindruck erweckt worden, die propagierte „Volksgemeinschaft“ existiere bereits durch die Mitarbeit in der Partei. Leider finden sich in diesem Kapitel einige Wiederholungen aus anderen Abschnitten, jedoch sind diese wohl unvermeidlich, z.B. bei der Beschreibung der

Wahlplakate und Parolen. Etwas aus dem Konzept der Studie fällt das sechste Kapitel. Hier geht V. auf die Diskurse der Partei ein. Die durchaus gefällige Analyse wäre jedoch besser in den vorangegangenen Kapiteln an den jeweils passenden Stellen integriert worden, um weitere Wiederholungen zu vermeiden.

Generell ist die vorliegende Arbeit ein Meilenstein in der Forschung zur Geschichte der Deutschen in der Tschechoslowakei. Es ist die erste Studie, die auf ausführlicher Quellenbasis nicht die Frage nach der ideologischen Ausrichtung der Partei stellt, sondern ganz konkret die Partei selbst, ihre Akteure und ihre Strategien, in den Blick nimmt. Die Studie kann leider nicht die Antwort auf die selbstgestellte Frage nach den eigentlichen Gründen für den Erfolg der SHF/SdP liefern, dazu fehlt einfach die Perspektive der Adressaten. Da diese allerdings auch zukünftig schwer zu erfassen bleiben wird, stellt V.s Arbeit die bestmögliche Annäherung an eine Antwort auf die Frage nach dem Warum dar. Jedoch verschenkt die Autorin viel durch die Titelgebung: Warum der eigentliche Forschungsgegenstand, die SdP, im Untertitel versteckt wird, ist unverständlich. Die Studie analysiert schließlich die Sudetendeutsche Partei und ihren Erfolg, sie ist keine theoretische Abhandlung über politische Kommunikation.

Praha

Marco Zimmermann

**Michaela Kipp: „Großreinemachen im Osten“.** Feindbilder in deutschen Feldpostbriefen im Zweiten Weltkrieg. Campus-Verl. Frankfurt am Main – New York. 493 S. ISBN 978-3-593-50095-9. (€ 45,-.)

Mit ihrer Analyse von Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg fragt Michaela Kipp aus einer lebensweltlichen Perspektive, wie „ganz normale Männer“ (Christopher Browning) zu Massenmördern werden konnten. Sie untersucht, in welcher Weise Ordnungs- und Sauberkeitsvorstellungen als kulturelle Wahrnehmungs- und Deutungsmuster sich auf die Brutalisierung des Verhaltens von Wehrmachtangehörigen während des Krieges gegen die Sowjetunion auswirkten. Der Innovationswert der Studie liegt also in der Auslotung der Zusammenhänge zwischen Mentalitäten, nationalsozialistischer Ideologie und Gewalt. Entsprechend ihrem Erkenntnisinteresse wählte K. Briefe von solchen Soldaten aus, die an Massenvernichtungen beteiligt waren. In einem umfangreichen Textkorpus von 18 Briefserien, fünf Tagebüchern sowie 1250 losen Briefen und Briefexzerpten aus verschiedenen Sammlungen bzw. Archiven verfolgt sie binäre Schlüsselbegriffe wie „schmutzig/sauber“ („Säuberung“), „geordnet/chaotisch“ („Ordnung schaffen“), Worte aus dem konnotativen Umfeld dieser beiden Oppositionen („Ekel“, „Dreck“) sowie den Seuchen- und Ungezieferdiskurs („Durchkämmen“ von Gebieten, die von vermeintlicher Partisanentätigkeit „verseucht“ waren, „Parasiten“, „Läuse“). So kann sie zeigen, wie das Reinlichkeitsdenken den Soldaten in einer Situation, in der für sie selbst hygienische und ethische Normen außer Kraft gesetzt waren, der Selbstvergewisserung und zugleich der Dehumanisierung des militärischen Gegners diene, wie es schließlich die brutale Kriegsführung und die Morde an der Zivilbevölkerung legitimierte. Mithilfe des Ordnungsdenkens wiederum wurde kulturelle Alterität als chaotisch und regellos herabgesetzt und versucht, die Angst vor einem Kontrollverlust im besetzten Feindesland in den Griff zu bekommen. Die sehr detaillierte Analyse ausgewählter Fallbeispiele verdeutlicht, dass solche Reaktionen nicht ausschließlich auf der nationalsozialistischen Ideologie basierten, sondern etwa auch vom bürgerlich-protestantischen Arbeits- und Pflichtethos geprägt sein konnten. Zugleich exemplifiziert die Vf., dass einzelne Briefschreiber sowohl auf die Kriegserlebnisse wie auch auf die Differenzen zwischen der deutschen und den osteuropäischen Kulturen Antworten gaben, die von den genannten Mustern abwichen, und dass sie dabei u.a. mit Respekt und Sympathie, Scham, Depression und Autoaggression reagierten.

Die Befunde der Feldpostanalyse betrachtet K. vor dem Hintergrund nationalsozialistischer Sauberkeits- und Ordnungsvorstellungen, von denen hier nur die „Rassenhygiene“ und die geplante Neuordnung Europas unter deutscher Herrschaft genannt seien. In einem

nächsten Schritt verortet sie die Rechercheergebnisse in mehreren gesellschaftlichen Kontexten, die ihr eine Ausdifferenzierung und eine multiperspektivische Deutung der Befunde ermöglichen. Die gewählten Interpretationsrahmen sind 1) die Kriegspropaganda, für deren Zwecke die Feldpostbriefe benutzt wurden, 2) der durch die Empfänger geschaffene individuelle und gesellschaftliche Resonanzraum der Briefe, 3) das Bild des Ostens in Feldpostbriefen aus dem Ersten Weltkrieg, mit dem die Ergebnisse der Brieflektüre verglichen werden, 4) Geschlechternormen, die das Reinlichkeitsdenken mitprägen, sowie 5) nationale, soziale und religiöse Identifikationsmuster in ihrer Bedeutung für die Intensität und Wirkung des Reinlichkeits- und Ordnungsdiskurses.

Anhand der Briefe und der nationalsozialistischen Feindpropaganda sowie unter Einbeziehung von Befehlen und Berichten aus dem Fronteinsatz untersucht K. Aktualisierungen des Reinlichkeits- und Ordnungsdiskurses in unmittelbaren Kampfhandlungen, primär aber bei Massakern an der Bevölkerung und hier vor allem an Juden. Abschließend wirft sie einen Blick auf die Wahrnehmung Osteuropas in Feldpostbriefen italienischer Soldaten und auf den sowjetischen Diskurs über die deutschen Besatzer und die besiegte deutsche Bevölkerung, um so die Notwendigkeit weiterer Forschungen zu begründen. Erst diese würden eine Antwort auf die Frage ermöglichen, inwiefern der Topos vom „schmutzigen Osten“ und die Diffamierung des politischen und militärischen Gegners über den Hygiene- und Ordnungsdiskurs ein „gemeinsames Erbe der europäischen Mentalitätsgeschichte“ seit der Aufklärung seien und inwiefern sie ein spezielles deutsches Gepräge erfahren hätten (S. 429).

Insgesamt zeigt die Studie, dass in den Briefen vor allem dann mit „Ordnungsmaßnahmen“ argumentiert wurde, wenn eine militärische „Zweckmäßigkeit“ von Gewaltaktionen nicht erkennbar war (S. 459), und dass diese Denkmuster den Wehrmachtsangehörigen „das Tötungshandwerk erleichterten, es vor- und nachbereiteten, mit Sinn versahen und insofern ermöglichten“ (S. 457). Noch das Nachkriegsbild der „sauberen Wehrmacht“ sieht K. von diesem Reinlichkeitsdiskurs geprägt. Ihre Auswertung der Feldpost belegt zudem, welche große Bedeutung koloniales Denken und der Topos der deutschen Kulturmission im Osten für einzelne Militärangehörige hatten. Insofern ist es etwas bedauerlich, dass sich die Studie im Wesentlichen auf den Krieg gegen die Sowjetunion beschränkt und der Polenfeldzug als „Auftakt zum Vernichtungskrieg“ (Jochen Böhler) nur am Rande betrachtet wird. Bei einer Erweiterung der Fragestellung um den Polenfeldzug und die deutsche Okkupation in Polen hätte sich manche missverständliche Äußerung vermeiden lassen – so strebten die Nationalsozialisten, anders als K. (S. 171) schreibt, durchaus die „Helotisierung“ von Völkern an, wofür Polen ein Beispiel ist – und der Publikation mehr historische Tiefendimensionen verliehen werden können. Prägen die Reinlichkeits- und Ordnungsvorstellungen doch seit der zweiten Hälfte des 19. Jh. mit dem Bild von der „polnischen Wirtschaft“ (vgl. z.B. die sogenannte „Ostmarkenliteratur“) den in Deutschland verbreiteten Polendiskurs, der die preußisch-deutsche Herrschaft über einen Teil von Polen rechtfertigen sollte. Anders als von K. angenommen, reichen „die historischen Wurzeln der aggressiven Reinlichkeitsrhetorik gegen den ‚schmutzigen Osten‘“ (S. 264 f.) daher weiter zurück als bis zum Ersten Weltkrieg. Dieser Einwand verringert aber keineswegs das Gewicht der Publikation, die in sehr differenzierter und anschaulicher Weise die Wirkungsmacht alltagsweltlicher Überzeugungen für die Brutalisierung der deutschen Kriegsführung im Zweiten Weltkrieg herausarbeitet.

Gdańsk

Marion Brandt

**Andrea Rudorff: Frauen in den Außenlagern des Konzentrationslagers Groß-Rosen.** (Geschichte der Konzentrationslager 1933-1945, Bd. 15.) Metropol-Verl. Berlin 2014. 439 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-86331-162-9. (€ 24,-)

Die historische Forschung zu den nationalsozialistischen Konzentrationslagern erlebt seit der Jahrtausendwende einen enormen Aufschwung. Ein Ausdruck dafür ist das enzyklopädische Sammelwerk *Der Ort des Terrors*.<sup>1</sup> Der im Jahre 2007 erschienene Band 6 der Reihe widmete sich u.a. dem Konzentrationslager Groß-Rosen, und zahlreiche Einträge zu den zugehörigen Außenlagern hatte seinerzeit Andrea Rudorff verfasst. Dies war der Ausgangspunkt für ihr Dissertationsvorhaben, das diejenigen Außenlager des KZ Groß-Rosen zum Gegenstand hatte, in denen die SS weibliche Häftlinge gefangen hielt. Die von Wolfgang Benz und Claus Füllberg-Stolberg betreute Arbeit liegt nun in einer leicht überarbeiteten und hier zu besprechenden Fassung vor.

Groß-Rosen hatte seit August 1940 als Außenlager des KZ Sachsenhausen bestanden und war im Mai 1941 zum eigenständigen Konzentrationslager erklärt worden: Der Krieg hatte zu einem Funktionswandel des KZ-Systems geführt, und die SS-Führung nutzte die KZ – neben der Terrorisierung vermeintlicher oder tatsächlicher Regimegegner sowie der Ausbeutung der Arbeitskraft der Häftlinge – für eigene Interessen nun auch als Instrument der Bekämpfung des Widerstands in den besetzten Staaten. In Osteuropa dienten sie zudem der Durchsetzung der nationalsozialistischen Besatzungs- und Bevölkerungspolitik. Aus machtpolitischem Kalkül wandelte Heinrich Himmler das KZ-System in der zweiten Kriegshälfte in ein Arbeitskrätereservoir für die Kriegswirtschaft um und nutzte es zugleich mit Auschwitz und Majdanek als Instrument der Judenvernichtung. Durch den Einsatz der Gefangenen in der Rüstungsindustrie kam es seit 1942/43 zur Errichtung zahlreicher Außenlager bei den KZ-Hauptlagern. Erst im letzten Kriegsjahr wurden dort auch massenhaft jüdische Häftlinge, darunter viele Frauen, zum Arbeitseinsatz gezwungen. Der enorme Anstieg der Zahl der Häftlinge spiegelt sich auch in der Entwicklung des KZ Groß-Rosen wider: 1940/41 sperrte die SS dort rund 1400 Menschen ein, 1942 fast 4000, 1943 rund 5000 und 1944 dann etwa 52 000. Insgesamt waren 120 000 Gefangene, überwiegend polnischer und sowjetischer Nationalität, in Groß-Rosen und seinen rund einhundert Außenlagern (hier lag der Prozentsatz jüdischer Häftlinge bei 50 Prozent) inhaftiert. Mindestens 40 000 Menschen überlebten das Lager nicht. Vor diesem Hintergrund untersucht R. jene seit März 1944 errichteten Außenlager, in denen die SS Frauen gefangen hielt und zur Arbeit zwang. Die größten nationalen Gruppen bildeten die rund 12 000 ungarischen sowie die etwa 11 000 polnischen Jüdinnen (S. 78 f.). Insgesamt bestanden 45 derartige Lager, die sich geografisch über Niederschlesien, das Sudetengebiet, die Lausitz und Ostbrandenburg erstreckten.

Das Buch ist in zehn Kapitel gegliedert. Zunächst werden die Vorgeschichte sowie die Entstehungsbedingungen des Frauenaußenlagersystems beschrieben, dann die Deportationswege, auf denen die weiblichen Häftlinge nach Groß-Rosen verschleppt wurden. Im Zentrum der Untersuchung stehen dann die Organisationsstrukturen der Außenlager mit weiblichen KZ-Insassen, die Arbeits- und Existenzbedingungen, die Häftlingsgesellschaft sowie das Wachpersonal. Untersucht werden zudem die Kontakte der weiblichen Häftlinge zur „Außenwelt“, d.h. zur örtlichen Zivilbevölkerung, zu anderen Häftlingsgruppen sowie zu solidarischen Gruppen außerhalb der Lagerwelt. R. schließt mit einem Kapitel über die Auflösung der Frauenaußenlager sowie die Strafverfolgung der ehemaligen Groß-Rosener Aufseherinnen in Polen, der Tschechoslowakei und den beiden deutschen Staaten. Die im Anhang befindliche alphabetische Liste der Frauenaußenlager sowie eine geografische

<sup>1</sup> WOLFGANG BENZ, BARBARA DISTEL (Hrsg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, 9 Bde., München 2005-2009.

Übersicht und nicht zuletzt ein Personen-, Orts- und Firmenregister ergänzen den Text in hilfreicher Weise.

Die Vf. kann zeigen, dass in den untersuchten Außenlagern die lange Zeit intendierte und umgesetzte Vernichtung der jüdischen Häftlinge zumindest temporär ausgesetzt war. Die Frauenaußenlager stellen zeitweilig vielmehr regelrechte „Überlebensorte“ dar (S. 386). Die Mortalität in den Frauenaußenlagern lag durchschnittlich knapp unter einem Prozent, deutlich geringer also als im Hauptlager, in vergleichbaren Außenlagern mit männlichen Häftlingen beziehungsweise in Außenlagern, in denen die SS Männer und Frauen inhaftierte. Dieser Befund ist umso bemerkenswerter, als es sich ja um jüdische Gefangene handelte, die in der rassistischen Hierarchie der Nationalsozialisten an unterster Stelle standen. Für die geringe Sterblichkeitsrate macht R. in erster Linie den späten Zeitpunkt der Errichtung der Frauenaußenlager verantwortlich. In der Tat sollten die hier untersuchten Außenlager innerhalb des im letzten Kriegsjahr stark differenzierten KZ-Systems als Stätten des Arbeitseinsatzes fungieren und eben nicht – wie Birkenau oder Majdanek – als Orte der Massenvernichtung oder der massenhaften Verelendung, wie dies von den in vielen KZ-Stammlagern eingerichteten Sterbezonen belegt ist. Zudem ist die Art des Arbeitseinsatzes zu nennen. Vorwiegend arbeiteten die weiblichen Häftlinge des KZ Groß-Rosen in Betrieben der Textil- und Rüstungsindustrie und nicht (zumindest nicht längere Zeit) auf Großbaustellen, auf denen sich die Arbeits- und Existenzbedingungen schnell als tödlich erwiesen. Für die geringe Sterblichkeitsrate, so R. weiter, spielte auch eine wichtige Rolle, dass das Wachpersonal nicht aus altgedienten und gewalterprobten KZ-Aufsehern bestand, sondern in großer Zahl aus rekrutierten Mitarbeiterinnen der Betriebe, die KZ-Gefangene beschäftigten, sowie aus frontuntauglichen Soldaten der Wehrmacht. Auch die Funktionshäftlinge zeigten eine geringere Gewaltbereitschaft, wohl auch deshalb, weil sie in der Regel erst mit der Errichtung des jeweiligen Außenlagers rekrutiert wurden und insofern ebenfalls keine lagerspezifischen Erfahrungen, etwa der Gewaltausübung, mitbrachten. Waren auch spezifische „weibliche Überlebensfähigkeiten“ (S. 393) mit ausschlaggebend für die geringe Mortalität in den Frauenaußenlagern? Diese seit vielen Jahren gestellte Frage beantwortet die Vf. nicht. Sie benennt zwar einige Argumente, die für jene These sprechen, verweist aber schließlich darauf, dass Untersuchungen mit entsprechender Fragestellung zu Männeraußenlagern fehlten, ohne die eine abschließende Antwort nicht möglich sei (S. 394). Eindeutig hingegen sind ihre Ergebnisse hinsichtlich der letzten Phase der Lagergeschichte. Nun stiegen auch in den Frauenaußenlagern die Todesraten sprunghaft an, als nämlich im Januar 1945 die Räumung des Lagerkomplexes begann. Die „Überlebensorte“ lösten sich auf im chaotischen Terror der Todesmärsche, deren lebensbedrohende Realität keinen Unterschied mehr kannte zwischen weiblichen und männlichen Häftlingen.

R.s Studie entspricht in Aufbau und Durchführung ganz dem aktuellen Forschungsstand und der Methodendiskussion, fragt neben den grundsätzlichen, strukturellen Zusammenhängen etwa auch nach den Handlungsspielräumen der beteiligten Akteursgruppen, d.h. nach den Optionen der Gefangenen ebenso wie nach den Verhaltensweisen der Aufseherinnen, des Betriebspersonals und der örtlichen Bevölkerung. Erwähnenswert ist darüber hinaus, dass sich die Untersuchung auf reichhaltiges Archivmaterial stützt und Quellen unterschiedlichster Provenienz, darunter in polnischer und tschechischer Sprache, heranzieht. Es handelt sich um eine rundum gelungene Arbeit, die einen weiteren Mosaikstein zum Wissen über den nationalsozialistischen Lagerkosmos bereitstellt.

Freiburg i. Br.

Karin Orth

„Auf Omas Geburtstag fahren wir nach P.“ Die gewaltsame Verschleppung von Juden aus Waldeck-Frankenberg 1941/42. Kassel, Riga, Sobibor/Majdanek, Theresienstadt. Hrsg. von Marion Lilienthal, Karl-Heinz Stadtler und Wilhelm Völcker-Janssen. (Beiträge aus Archiv und Museum der Kreisstadt Korbach und Archiv der Alten Landesschule, Bd. 2.) Wolfgang-Bonhage-Museum. Korbach 2013. 443 S., zahlr. Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-9813425-4-3. (€ 18,90.)

Der auf den ersten Blick etwas seltsam anmutende Titel des Sammelbands enthält eine verschlüsselte Botschaft. Verschickt wurde sie im Juni 1942 über einen Rotkreuz-Brief. Es handelt sich um das letzte Lebenszeichen des Volkmarsers Schneiders Meinhardt Lichtenstein, abgeschickt an seine Kinder, die sich durch Flucht aus Deutschland hatten retten können. Kurz darauf deportierten ihn die Nationalsozialisten mit seiner Frau und der 12-jährigen Tochter Inge aus Rotterdam zur Ermordung „nach P.[olen]“ – ins Vernichtungslager Sobibór. Am Ende des Bandes findet sich ein Gesamtverzeichnis, in dem nach Gemeinden unterteilt die Namen, Geburts- und Sterbejahre sowie die Orte des Todes der 1941/42 aus dem Gebiet des heutigen, in Hessen gelegenen Kreises Waldeck-Frankenberg Deportierten aufgeführt sind. Entweder direkt aus Waldeck-Frankenberg oder, nach ihrem zwischenzeitlichen Wegzug, über andere Stationen wurden sie ins besetzte Polen deportiert und ermordet, darunter in Bełżyce, Izbica, Lodz, Chełmno, Warschau und Zamość.

Anlässlich des 70. Jahrestags der Eisenbahntransporte jüdischer Deutscher in die nationalsozialistischen Tötungszentren im besetzten Osteuropa versuchen einige der Vf. dieses regionalgeschichtlichen Sammelbands, den Bogen von den Heimatgemeinden der Deportierten zu den Zielorten der Deportationen zu schlagen. Marion Lilienthal gelingt dies in ihrer biografischen Skizze des SS-Oberscharführers Werner Borowski (1913-1944), der sich in Korbach der NSDAP angeschlossen hatte und später bei der Aktion T4 als Verwalter tätig war. Von Januar 1942 an wurde seine Erfahrung für die „Aktion Reinhardt“ im Generalgouvernement gebraucht: Im Vernichtungslager Bełżec während dessen Aufbau- und Gründungsphase und von Frühjahr bis September 1942 im Vernichtungslager Treblinka, bis er dort an Fleckfieber erkrankte. Nach seiner Genesung meldete er sich zur Luftwaffe. Wie zu erfahren ist, hielt sich Dr. Irmfried Eberl (1910-1948), der erste Kommandant des Vernichtungslagers Treblinka, nach Kriegsende mit „weiteren T4-Kräften“ eine Zeitlang in Korbach auf; Werner Borowskis Bruder Günther trat nach eigener Bekundung „in Euthanasieverfahren und in dem Verfahren Treblinka“ (S. 97 f.) wiederholt als Zeuge auf, ohne selbst belangt zu werden: Der Spruchkammer Korbach galt er als „entlastet“.

Sobibór und Majdanek, zwei weitere Tötungszentren im deutsch besetzten Polen, denen Juden aus dem Kreis zugeführt wurden, schildern Ernst Klein bzw. Karl-Heinz Stadtler (mit anschaulichen Plänen und Diagrammen) nur knapp. Abbildungen bereichern auch dessen Darstellung der „Deportation von Vöhler Juden nach Sobibor und Majdanek“ und seine Skizze „Von Adorf nach Sobibor und Majdanek“; auf die Lage in den Zielorten im besetzten Lettland und im KZ Stutthof geht auch der folgende Beitrag „Von Altenlotheim nach Riga“ ein. Monica Kingreen gibt einen kundigen Überblick über den Ablauf der Geschehnisse bei der „gewaltsamen Verschleppung“ aus den Altkreisen Frankenberg und Waldeck mit Schwerpunkt auf dem Transport im Dezember 1941 über Kassel ins Getto von Riga. Die Vf. bezieht zahlreiche Zeitzeugenzitate mit ein, darunter ausführlich den Bericht, den der Hanauer Robert Eisenstädt hinterlassen hat. Die NS-Behörden erfassten ihn bei der zweiten Deportation, die in den Distrikt Lublin des Generalgouvernements führte. Die meisten dieser Verschleppten waren – ins Vernichtungslager Sobibór eingeliefert – wenige Tage später nicht mehr am Leben; einige Männer selektierte die SS am Lubliner Bahnhof für das KZ Majdanek. Dem „einzigen Überlebenden“ (S. 72) der zweiten Deportation, der dem Lager Majdanek entkommen konnte, gelang es auf wundersame Weise, nach Hessen zurückzukehren und 1943 weiter in die Schweiz zu fliehen. Die Vorbereitungen für den dritten Transport aus dem Regierungsbezirk Kassel begannen im Juli 1942 mit Zwangsumsiedlungen aus waldeckischen Gemeinden nach Kassel. Im September 1942

wurden „die über 65-jährigen Menschen und auch die im Krieg [von 1914 bis 1918] Ausgezeichneten und Verwundeten mit ihren Familien“ über Chemnitz nach Theresienstadt verschleppt (S. 77). Viele der Deportierten starben dort, andere transportierten die Nationalsozialisten 1944 weiter ins Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau (das in diesem Sammelband mit keinem eigenen Beitrag berücksichtigt wird). Weitere gelangten nach Treblinka, darunter „vier Personen hier aus der Region“ (S. 84), die auch von Tätern umgebracht wurden, deren Lebensweg mit Waldeck-Frankenberg verbunden war.

Die Deportationen aus der Stadt Korbach datiert Lilienthal korrekt auf den 29. September 1942 (S. 269, Anm. 133). Neben der Archivüberlieferung lässt sie in dem betreffenden Beitrag auch Zeitzeugen ausführlich zu Wort kommen. Von besonderem Interesse sind hier die Ausführungen über die „Heimeinkaufsverträge“ (Tabelle S. 267), mit denen die nach Theresienstadt Deportierten für ihr Leben dort vorsorgen sollten. Tatsächlich waren diese Vereinbarungen bloß ein perfides Mittel, die Opfer vor ihrer Isolierung und Ermordung noch weiter auszuplündern. Am Ende hatten von den mehr als 120 im Jahr 1933 in Korbach lebenden jüdischen Menschen nur sieben Personen den Judenmord überlebt. Zu berichtigen ist, dass das geschlossene Getto im Lubliner Stadtteil Majdan Tatarski, das beim Zwangsarbeitslager Alter Flugplatz gelegen war, nicht identisch ist mit dem an Lublins damaliger östlicher Stadtgrenze errichteten KZ Majdanek.

Dass die dem Band vorangestellten Vorworte zweier Politiker anlässlich des 75. Jahrestags der reichsweiten Pogrome vom November 1938 einem falschen Harmoniebedürfnis das Wort reden, indem sie die Jahre vor 1933 zu einem stets „friedlichen und einvernehmlichen Zusammenleben von Deutschen christlicher und jüdischer Konfession“ (S. 7) und die Juden zu einem „selbstverständlichen Teil der Gesellschaft“ (S. 9) verklären, mag man als einen Widerhall der mit Verdrängung kombinierten Beschönigungen in den frühen Nachkriegsjahrzehnten der Bonner Republik werten. Die engagierten Beiträge dieses Sammelbands machen deutlich, dass das Gewährenlassen der radikalen Antisemiten und ein Mangel an Empathie mit den Verfolgten seitens der großen Mehrheit der Nichtjuden keinesfalls so völlig „unbegreiflich“ (S. 7) ist. Vielmehr hatten die meisten Deutschen allein die vom Nationalsozialismus in Aussicht gestellten Verheißungen im Blick, und sie nahmen dafür die Gewalt gegen Minderheiten – bis hin zum planmäßigen Massenmord – in Kauf. Während zu dieser Zeit Tapferkeit vor allem mit der Sphäre des Militärischen verbunden wurde, gehörte Bürgermut nicht zum Sprachschatz derjenigen, die sich den Zumutungen des Hitler-Regimes bereitwillig fügten.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

**Sara Berger: Experten der Vernichtung.** Das T4-Reinhardt-Netzwerk in den Lagern Belzec, Sobibor und Treblinka. Hamburger Ed. Hamburg 2013. 622 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-86854-268-4. (€ 28,-)

Zu besprechen ist ein lange überfälliges Buch. Bereits seit vielen Jahren ist in der historischen Forschung bekannt, dass die Vernichtungsstätten Belzec, Sobibor und Treblinka, in denen das NS-Regime zwischen Frühjahr 1942 und Herbst 1943 mehr als eineinhalb Millionen Juden zu Tode brachte, von Personen errichtet und betrieben wurden, die zuvor in der „Euthanasie“ tätig gewesen waren. Die „Euthanasie“, verkürzt als „nationalsozialistischer Krankenmord“ umschrieben, hatte mit dem Krieg und den sich dadurch eröffnenden Handlungsspielräumen begonnen. Je nach Opfergruppe, Zeitpunkt der Durchführung und verantwortlicher Entscheidungsinstanz können verschiedene „Aktionen“ unterschieden werden (etwa die sogenannte „Kindereuthanasie“ oder die regional initiierte und in die Tat umgesetzte Ermordung der Psychiatriepatienten durch die SS in den preußischen Ostprovinzen, den besetzten Gebieten Westpolens, später auch in der Sowjetunion), wobei der zentral organisierten und arbeitsteilig durchgeführten „Aktion T 4“ eine besondere Bedeutung zukam. In der „Aktion T 4“ (das Kürzel steht für die Berliner Tiergartenstraße 4, dem Sitz der Zentrale) wurden zwischen Januar 1940 und Ende August 1941 etwa 70 000 er-



wachsene Psychatriepatienten selektiert, begutachtet, direkt oder über Zwischenstationen in die sechs „Euthanasieanstalten“ Grafeneck, Brandenburg, Bernburg, Hadamar, Hartheim und Sonnenstein transportiert und dort in Gaskammern mit Kohlenmonoxid getötet. Bald nach dem Stopp der „Erwachsenen-Euthanasie“ im Spätsommer 1941 plante, organisierte und betrieb das Personal der „T 4“ die drei im Distrikt Lublin des Generalgouvernements liegenden Vernichtungsstätten der „Aktion Reinhardt“ Belzec, Sobibor und Treblinka. Sara Bergers Studie, die auf ihrer im Jahre 2011 in Bochum eingereichten und von Bernd Faulenbach und Wolfgang Benz betreuten Dissertation beruht, hat diesen Zusammenhang zum Thema. Umfassend und eingehend wird die Tätergruppe selbst untersucht, zudem und vor allem ihre Tätigkeit in den drei „Todesfabriken“ der „Aktion Reinhardt“ zwischen Oktober 1941 und November 1943.

Die Vernichtungsstätten der „Aktion Reinhardt“ unterstanden dem SS- und Polizeiführer im Distrikt Lublin Odilo Globocnik. Relativ bekannt sind zudem Franz Stangl, der als Lagerleiter in Sobibor und Treblinka fungierte und zuvor das Büro der „T 4“ geleitet hatte, sowie Christian Wirth, der 1940 zum Inspekteur aller „Euthanasieanstalten“ ernannt worden war und seit Winter 1941 als Kommandant in Belzec Dienst tat. Anfang des Jahres 1942 führte Wirth verschiedene Tötungsexperimente durch, zu denen er körperlich und geistig Behinderte und politische Gefangene heranzog, und organisierte dann den Mitte März einsetzenden Massenmord. Im August 1942 avancierte Wirth aufgrund seiner besonderen organisatorischen Fähigkeiten zum „Inspekteur“ der drei Vernichtungsstätten der „Aktion Reinhardt“ (zudem zum Kommandanten eines Außenlagers des KZ Majdanek). Doch B. nimmt nicht allein die Führungsebene der Lager in den Blick, sondern analysiert die Gesamtgruppe des Personals, die aus rund 120 Männern bestand, und das sich zwischen ihnen ausbildende Beziehungs- und Tätigkeitsgeflecht. Beklemmend eindrucksvoll und dicht beschreibt sie das mörderische Handeln der Tötungsexperten und ihr enges Netzwerk, das durch ähnliche Sozialisationsmuster innerhalb des nationalsozialistischen Terrorapparates entstanden war, sich durch die gemeinsam entwickelten und durchgeführten Tötungspraktiken stabilisierte und nicht zuletzt auf Gehorsamsbereitschaft und Gruppendruck gründete. Nicht wenige Männer nutzten ihre Position zudem zu materieller Bereicherung und/oder zum Ausleben sadistischer Neigungen. Ein Dreieck aus strukturellen Gegebenheiten, situativen Dynamiken und intensiv genutzten Handlungsspielräumen ließ den Massenmord zu einer mehr oder minder routinisierten Praxis werden. Mitentscheidend waren, das stellt B. ebenfalls heraus, Herkunft und weltanschauliche Prägung der Täter: Die untersuchten Männer, darunter Deutsche und Österreicher, kamen überwiegend aus den unteren sozialen Schichten der Gesellschaft, viele von ihnen waren in der Weimarer Republik vom sozialen Abstieg und Arbeitslosigkeit bedroht. Sie fanden früh zu der NS-Bewegung und teilten die weit verbreitete antisemitische Weltsicht. Es muss kaum erwähnt werden, dass es für sie einfach gewesen wäre, sich aus den Todeslagern versetzen zu lassen, doch dass nur sehr wenige davon Gebrauch machten. Vielmehr erwies sich das dichte, über viele Jahre gewachsene Netzwerk, das durch die tägliche Mordpraxis immer wieder neu bestätigt wurde, als äußerst tragfähig.

So wundert es nicht, dass die „T4-Reinhardt-Männer“, wie sie B. unschön, aber treffend charakterisiert, nach der Auflösung der Vernichtungsstätten im Herbst 1943 gemeinsam versetzt wurden. Sie hielten sich bis Kriegsende als „Sonderabteilung R“ („R“ stand für „Reinhardt“) in der „Operationszone Adriatisches Küstenland“ auf. Zu ihren Tätigkeiten dort gehörten der „Bandenkampf“, verschiedene „Judenaktionen“ und der Einsatz im „Polizeihaftlager“ Risiera. Nach Kriegsende wurden aus den Mordexperten schnell wieder unauffällige, „normale“ Bürger. Nur ein Teil musste sich in den 1950er und 1960er Jahren vor Gericht verantworten, nämlich 27 Männer, von denen neun lebenslange Haftstrafen erhielten. Die öffentliche Aufmerksamkeit für die in den Vernichtungsstätten verübten Verbrechen war zu jenem Zeitraum freilich noch gering und die Täter gerieten auch nicht als Gruppe in den Blick. Wie wichtig jedoch das verschworene und auf vielfache Weise

miteinander verwobene Netzwerk der beteiligten Männer für die Mordpraxis war, kann B.s Untersuchung nun eindrucksvoll zeigen.

Freiburg i. Br.

Karin Orth

**Lebenswelt Ghetto.** Alltag und soziales Umfeld während der nationalsozialistischen Verfolgung. Hrsg. von Imke Hansen, Katrin Steffen und Joachim Tauber. (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, Bd. 18.) Harrassowitz. Wiesbaden 2013. 388 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-447-06882-6. (€ 34,-.)

Die teils deutsch-, teils englischsprachigen Beiträge dieses Sammelbands gehen auf eine Konferenz zurück, die im Oktober 2009 in Lüneburg stattfand. Veranstaltet wurde sie vom dortigen Nordost-Institut und dem Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte der Universität Hamburg. Zu Beginn stehen nach der Einleitung der Hrsg. vier einführende Aufsätze: Wolfgang Benz übersieht Topografie, Strukturen und Funktionen der jüdischen Zwangswohnviertel und weist nachdrücklich darauf hin, wie unterschiedlich sich die Gettos in verschiedenen Regionen entwickelten. Martin Dean stellt diese verschiedenartigen, durch die jeweiligen regionalen und örtlichen Bedingungen sowie die Herrschaftspraxis der Machthaber beeinflussten Ausprägungen der deutschen Gettoisierungspolitik in den Mittelpunkt. Mit der Zeitzeugenüberlieferung, ihrem Aussagewert und Entstehungszusammenhang befassen sich Dalia Ofer und Kristin Platt. Erstere nimmt in ihren methodologischen Überlegungen die Quellen zum Getto-Alltag in den Blick und bezieht sich dabei vor allem auf Vorgänge aus dem Bereich der Zwangsarbeit im Getto von Kaunas. Platt unterzieht mit einem anderen methodischen Zugang autobiografische Berichte einer kritischen Betrachtung, mit der die „Zuverlässigkeit von Ereignisdarstellungen“ ergründet werden soll.

Im zweiten thematischen Abschnitt „Soziales und Judenrat“ geht Arūnas Bubnys auf die Sozialpolitik des Judenrats im Wilnaer Getto ein. Dieser war im lokalen Bereich u.a. zuständig für Winterhilfe, Gesundheitsschutz, Wohnraumbewirtschaftung und Lebensmittelverteilung, darunter die Arbeit der öffentlichen Suppenküchen. Sie war gewissermaßen erfolgreich, da in Wilna nur wenige Menschen an Unterernährung starben. Peter Klein vergleicht sodann die Frühphasen der den Juden verbliebenen Reste an organisierter Selbstverwaltung in den Gettos von Theresienstadt und Riga. Jan Grabowski's Fallstudie über Kriminalität und Kriminelle im Warschauer Getto bietet anhand von Gerichtsakten einen frischen, bislang kaum genutzten Zugang zum sozialen Geschehen dort. Katrin Stoll analysiert die Funktion von Gerüchten im Getto von Białystok, die einen bedeutenden Teil des Kommunikationsraums im Alltagsleben der Gettobewohner ausfüllten. Der Lage und den Erfahrungen von Juden im Getto Siauliai im Norden Litauens widmet sich Christoph Dieckmann: dem täglichen Überlebenskampf um Nahrungsmittel und gegen äußerst beengte, von Überfüllung geprägte Wohnverhältnisse.

Im Abschnitt „Wirtschaft und Arbeit“ kommen die Arbeitsvermittlung, Beschäftigungsverhältnisse, Arbeitsbedingungen, Zwangsarbeitseinsätze und die Lohnarbeit zur Sprache. Frank Golczewski weist in seinem Aufsatz über Gettos in der Ukraine nach, dass die Chancen, am Leben zu bleiben, von der individuellen Arbeitsfähigkeit abhingen; aber auch er macht deutlich, wie unterschiedlich die Lage in den einzelnen Landesteilen war. Mit Blick auf die jüdischen Arbeiter im Generalgouvernement, im Warthegau und in Ostoberschlesien zeigt Stephan Lehnstaedt sodann die unterschiedliche Entwicklung des erzwungenen „Arbeitseinsatzes“ von Juden in diesen drei Besatzungsgebieten auf. Witold Mędykowski beschreibt, auf welche nur erdenkliche Weise die Menschen in den Gettos im Generalgouvernement ihren Lebensunterhalt – insbesondere zusätzliche Nahrungsmittel – zu sichern suchten. Korruption war unter den Bedingungen der Zwangswohnviertel allgemein verbreitet. Mit dem allgegenwärtigen Phänomen der Bestechung befasst sich Mariana Hausleitner am Beispiel des in Transnistrien gelegenen Gettos von Mohyliv-

Podil's'kyj, wobei der umstrittene „Präsident“ des jüdischen Komitees, Siegfried Jägendorf, im Brennpunkt steht.

In dem letzten, mit „Kultur“ überschriebenen Abschnitt analysiert Ingo Loose den „Gettoalltag in der zeitgenössischen Fotografie“, die Schikanen, Raub und Mord dokumentierte. Im folgenden Beitrag widmet sich dann Andrea Löw den in zahlreichen Gettos nachweisbaren Anstrengungen, das ungeheure Geschehen – dabei aber auch den Verfolgungsalltag – für die Nachwelt schriftlich zu dokumentieren. Besonders in den Gettos von Łódź/Litzmannstadt und Warschau haben diese Chronisten, in Gruppen organisiert, ihre Spuren hinterlassen. Leben und Werk des Dichters und Kabarettisten Władysław Szlengel stellt Magdalena Stańczuk vor, wobei sie auch auf die schwierige Lage der Künstler eingeht – zumal jener, die den Widrigkeiten mithilfe des Humors die Stirn boten. Musikalische Darbietungen stellt Katarzyna Zimmerer ins Zentrum ihres Beitrags über Kultur im Krakauer Getto. Sie nutzt dabei eine noch immer allzu wenig ausgewertete Quelle, nämlich die *Gazeta Żydowska*, die von 1940 bis 1942 unter strenger Kontrolle der Besatzer von Juden angefertigt wurde. Wenngleich sie damit Herrschaftsinstrument war, lässt sie doch nichtsdestotrotz erstaunliche und über andere Wege kaum mögliche Einblicke in das gesellschaftliche, Alltags- und Kulturleben im besetzten Generalgouvernement zu. Am Ende bietet Regina Fritz mit ihrer Untersuchung zu den kurzlebigen Gettos in Ungarn neue Erkenntnisse über die bislang wenig erforschten ländlichen Zwangswohnviertel für Juden. Die Bürokratie orientierte sich hier an einem „Zwei-Klassen-Antisemitismus“ (S. 367), wobei die assimilierten und besser Gestellten bevorzugt, eher als fremd empfundene orthodoxe und jiddischsprachige Juden jedoch benachteiligt und umso ungememter verfolgt wurden.

Insgesamt enthält der Sammelband eine Fülle von neuen Einsichten und Anregungen für weitergehende Forschungen. Ein Aspekt scheint jedoch nicht berücksichtigt: Es gab in einigen – insbesondere den großen – Gettos eine Kontinuität, die auf die jüdischen Wohnviertel zurückging, die schon lange vor der deutschen Besatzung existiert hatten. Vor diesem Hintergrund ließe sich ein sinnvoller Vergleich durchführen, um jene Wesenszüge herauszuarbeiten, die für die Umwandlung in ein nationalsozialistisches Judengetto konstitutiv waren.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

**Alojzy Twardecki: Die Schule der Janitscharen.** Aus dem Poln. übersetzt von Christoph Koch. Lang-Ed. Frankfurt am Main 2013. LIII, 245 S., Ill. ISBN 978-3-631-63992-4. (€ 24,-)

**Ryszarda Szejner: Moje Matki.** Droga poszukiwania rodziny. [Meine Mütter. Die Suche nach meiner Familie.] Retman. Dąbrówno 2014. 211 S., Ill. ISBN 978-83-62552-05-4. (PLN 39,-)

Eine persönliche Bemerkung zum Zustandekommen dieser Doppelbesprechung soll am Anfang stehen: Kurz nachdem ich die Rezensitionsanfrage für die 2013 erschienenen Erinnerungen von Alojzy Twardecki einem von den Nationalsozialisten zwangsgermanisierten polnischen Kind, angenommen hatte, die im Original auf Polnisch bereits im Jahr 1969 publiziert wurden, überreichte mir Ryszarda Szejner ihr 2014 erschienenenes Buch *Moje Matki*. Thema ist die Suche der Autorin nach ihrer Herkunft<sup>1</sup>, in deren Verlauf sie – eine polnische Patriotin – im Rentenalter erfuhr, dass sie gebürtige Deutsche ist. Aus Reintraud Schmeier, die sich zu Kriegsende in Kinderheimen in Lidzbark und Olsztyn befand, machten die polnischen Behörden in der Nachkriegszeit kurzerhand Ryszarda Szejner, bevor die kleine Reintraud/Ryszarda nach ihrer Adoption ein weiteres Mal umbenannt

<sup>1</sup> Bei dieser Suche half ich ihr einige wenige Male, was ich hier erwähnen möchte.

wurde – bis die Spuren ihrer Herkunft fast vollständig verwischt waren. Das 20. Jh. mit seinen extremen Verwerfungen – rassistischen Ideologien und weitreichenden Grenzverschiebungen – spiegelt sich exemplarisch in diesen beiden Schicksalen. Bei beiden wurde im Kindesalter die Identität überschrieben, was zu Spätfolgen bis ins hohe Erwachsenenalter führte: Sowohl Twardecki als auch Szejner – ich bleibe bei ihrem gewählten Autorennamen – berichten von Zerrissenheitsgefühlen. Twardecki wurde im nationalsozialistischen Deutschland mit antislawischen Stereotypen erzogen und nach seiner Rückkehr nach Polen – erst kurz nach dem Ende der brutalen Besatzungspolitik der Deutschen – mit massiven antideutschen Einstellungen konfrontiert. Szejner hingegen zweifelte ihre polnische Herkunft lange nicht an, sondern glaubte der Deckerzählung ihrer Adoptivmutter, dass sie zu den zwangsgermanisierten polnischen Kindern gehört habe. Eine besondere Verbindung der beiden Bücher besteht deshalb auch darin, dass Szejner schildert, wie sie Twardeckis Buch nach dem Erscheinen auf Polnisch las, immer nach Hinweisen bzw. Ansatzpunkten für ihre eigene Suche Ausschau haltend.

Beide Publikationen bieten einen Einblick in schwierige Identitätssuchen und -konstellationen, worin ihr größter Quellenwert liegt. Twardecki erzählt in fiktiven Briefen an einen Freund eine Geschichte der Zerrissenheit zwischen zwei Familien und zwei Ländern. Das Buch bietet zudem wertvolle Einblicke in den Alltag der Zwangsgermanisierung aus dem Blickwinkel eines Betroffenen. Und hier ist Twardeckis Buch tatsächlich einmalig, da von den weiteren rund 20 000 zwangsgermanisierten polnischen Kindern (das sind neuere Schätzungen nach Isabel Heinemann und Ines Hopfer) sonst keine schriftlichen Memoiren bekannt sind. Twardeckis Buch erlebte auf Polnisch mehrere Wiederauflagen und Übersetzungen in andere Sprachen. Nur die Übersetzung ins Deutsche ließ auf sich warten, was der Übersetzer Christoph Koch in seiner längeren Einleitung mit mangelndem öffentlichen Interesse am Thema der zwangsgermanisierten polnischen Kinder in Deutschland erklärt. Sicher ist richtig, dass andere Aspekte der Besatzungs- und Rassenpolitik im medialen Fokus standen und stehen, doch die wissenschaftliche Aufarbeitung ist nach den Pionierstudien von Roman Hrabar u.a. mit den jüngeren Publikationen von Heinemann und vor allem Hopfer gut vorangekommen.<sup>2</sup>

Hopfer, die auch mit Interviews arbeitete, bietet ebenfalls direkte Einblicke in die verwerrenen Lebenswege der germanisierten polnischen Kinder, denen die leiblichen Eltern nach Kriegsende oft fremd waren und deren Rückkehr nach Polen in identitärer Hinsicht schwierig war. Szejner hingegen erzählt die Geschichte ihrer Suche, was sich spannend liest, obwohl es manchmal ein wenig kleinteilig geraten ist und man für eine eventuelle Übertragung ins Deutsche über Kürzungen nachdenken sollte. Der Fall von Szejner interessiert zum einen mikrohistorisch. Ihre Warschauer Adoptivfamilie hatte während der Besatzung bereits eine erste Adoptivtochter, die sie nach dem Krieg aber nach einer verlorenen Gerichtsverhandlung abgeben musste: Das Mädchen war jüdischer Herkunft und emigrierte mit den überlebenden Familienmitgliedern nach Israel. Bis heute stehen die Frauen in engem Kontakt, und es ist wohl nicht übertrieben zu sagen, dass sich die polnische Geschichte im und nach dem Zweiten Weltkrieg in dieser Familie wie in einem Brennglas zeigt. Zum anderen inspiriert die Geschichte von Szejner auf jeden Fall zum

<sup>2</sup> ROMAN ZBIGNIEW HRABAR: *Hitlerowski rabunek dzieci polskich. Uprawadzenie i germanizowanie dzieci polskich w latach 1939-1945* [Der hitlerische Raub polnischer Kinder. Die Entführung und Germanisierung polnischer Kinder in den Jahren 1939-1945], Katowice 1960; ISABEL HEINEMANN: *Rasse, Siedlung, deutsches Blut. Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas*, Göttingen 2003; INES HOPFER: *Geraubte Identität. Die gewaltsame „Eindeutschung“ von polnischen Kindern in der NS-Zeit*, Wien u.a. 2010.

weiteren Nachdenken über Kinderpolitiken im 20. Jh. Denn der vorliegenden Doppelrezension könnte man den Titel „Von germanisierten und polonisierten Kindern“ verleihen, da sich einige strukturelle Ähnlichkeiten der Politiken finden lassen. Kinder sollten die jeweils eigene Bevölkerung stärken, sie galten als formbar und somit zu richtig eingestellten Staatsbürgern erziehbar. Die Begründungen, Anlässe und Umsetzung von Germanisierung und Polonisierung unterschieden sich jedoch deutlich. Während die nationalsozialistischen Rassenplaner die polnischen Kinder regelrecht raubten und nach rassenpolitischen Kriterien begutachteten, hat der polnische Staat nach 1945 eher von der Gelegenheit Gebrauch gemacht, dass in den Wirren des Krieges und „Flucht und Vertreibung“ zahlreiche deutsche Kinder in den nun polnischen Gebieten zurückgeblieben waren. Sie sollten wenigstens in Ansätzen den Bevölkerungsverlust ausgleichen, den die brutale deutsche Besatzung im Zweiten Weltkrieg gefordert hatte. Wie viele Kinder von der Polonisierung betroffen waren, ist unklar – hier sind weitere Forschungen wünschenswert, die die polnischen Politiken in die Kinderpolitiken unterschiedlicher europäischer Staaten in der Nachkriegszeit – ein Feld, in dem Tara Zahra Pionierarbeit leistete – einordnen sollten.

Augsburg

Maren Röger

**Piotr Forecki: *Reconstructing Memory*.** The Holocaust in Polish Public Debates. (Geschichte – Erinnerung – Politik. Posener Studien zur Geschichts-, Kultur- und Politikwissenschaft, Bd. 5.) Lang, Frankfurt am Main 2013. 287 S. ISBN 978-3-631-62365-7. (€ 54,95.)

Der Politologe Piotr Forecki lehrt und forscht an der Fakultät für Politische Wissenschaften und Journalismus der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań. Hier arbeitet er seit mehreren Jahren zu der polnischen Erinnerung an die Shoah und deren Darstellung in den visuellen Medien. Bereits 2012 hat er in der gleichen Reihe eine Anthologie zu diesem Thema vorgelegt.<sup>1</sup> Während sich dieses Sammelwerk mit Fragen des polnisch-jüdischen Verhältnisses seit 1944 beschäftigte, setzt sich der zu besprechende Band mit öffentlichen Debatten auseinander, die zwischen den Jahren 1985 und 2012 entbrannten. Er basiert auf der 2010 erschienenen polnischen Fassung<sup>2</sup>, die für die vorliegende englischsprachige Version gekürzt und verändert wurde.

In seiner Einleitung stellt F. zu Recht fest, dass die freie Entfaltung der bis dahin beschränkten öffentlichen Diskurse einer der wichtigsten Erfolge der politischen Umgestaltung Polens nach 1989 gewesen sei. Eine Fülle von Fragen, die vorher missachtet, ignoriert, verschwiegen oder verfälscht worden waren, hätte nun Beachtung gefunden. Dazu würden auch das Thema der Shoah und der polnischen Zeugenschaft gehören. Allerdings hätten die katholische und die oppositionelle Presse bereits seit dem Beginn der 1980er Jahre, wenn auch in begrenztem Rahmen, derartige Debatten in Gang gebracht. F. will Diskussionen über die polnisch-jüdische Vergangenheit und die Erinnerung daran nachzeichnen und analysieren. Er spannt den Bogen von der Kontroverse über die neunstündige Dokumentation *Shoah* von Claude Lanzmann (1985) bis hin zu den hitzigen Auseinandersetzungen über den Spielfilm *Pokłosie* (Ährenlese) von Władysław Pasikowski (2012). Diese Debatten werden nach ihrem Verlauf, ihrer jeweiligen Dynamik, ihren Hauptstreit- und Wendepunkten sowie dem Meinungsspanorama in ganzer Breite analysiert, wozu die

<sup>1</sup> PIOTR FORECKI, ANNA WOLFF-POWĘSKA (Hrsg.): Der Holocaust in der polnischen Erinnerungskultur, Frankfurt a.M. 2012.

<sup>2</sup> PIOTR FORECKI: Od „Shoah“ do „Strachu“. Spory o polsko-żydowską przeszłość i pamięć w debatach publicznych [Von der „Shoah“ zur „Angst“. Auseinandersetzungen um die polnisch-jüdische Vergangenheit und Erinnerung in öffentlichen Debatten], Poznań 2010.

polnische Presse in ihrer Vielfalt bis hin zu Nischenpublikationen ausgewertet wurde. Vorrangig sind die Essays, Polemiken und Kolumnen von Journalisten, Theologen, Akademikern, Intellektuellen und Politikern abgefasst worden.

F. behandelt sein Thema in vier großen Kapiteln und einem Epilog. Im ersten Teil beschreibt er das kollektive Vergessen der Shoah in der Polnischen Volksrepublik bis zum Ende der 1970er Jahre. Diese Vorgeschichte ist für das Verständnis der nachfolgenden Analysen notwendig. Abschließend stellt er fest, dass „die polnische Gesellschaft die Shoah aus ihrem Gedächtnis löschen wollte, da sie ihre Rolle als passive Zuschauer vergessen wollte. Außerdem wollten die Polen die Juden vergessen, die sie ständig an die Shoah erinnerten“ (S. 82); er resümiert: „Schließlich wurden die Juden auch zum Vergessen verurteilt“ (S. 84). Das zweite Kapitel befasst sich mit den ersten Diskussionen, die sich in der Mitte der 1980er Jahre entspannen und das langanhaltende Schweigen brachen. Teile der Dokumentation von Lanzmann strahlte das polnische Fernsehen 1986 aus. Auf diese Weise wurden die Polen mit einem Problem konfrontiert, das bis dahin nicht im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit gestanden hatte. Allerdings stellt F. fest, dass im Nachhinein keine Rezeptionsgeschichte dieser Ausstrahlung geschrieben werden könne. Es lasse sich nur festhalten, dass diese Sendung das Schweigen zu diesem Thema gebrochen und „unterdrückte Elemente in der Erinnerung der Zeitzeugen skizziert“ (S. 116) habe. Der Essay von Jan Błoński *Biedni Polacy patrzą na getto* (Die armen Polen blicken aufs Ghetto), der 1987 im katholischen Wochenblatt *Tygodnik Powszechny* erschien, habe eine weitaus größere Wirkung gehabt, denn hier sei das sensible Problem von einem Polen thematisiert worden, noch dazu mit einer Anspielung auf ein Gedicht von Czesław Miłosz als Titel. F. zeichnet diesen ersten tiefer gehenden medialen Diskurs zum polnisch-jüdischen Verhältnis seit 1945 detailreich nach.

Kapitel 3 widmet sich der wichtigsten, tiefsten und langanhaltendsten Diskussion, die sich in Polen zur Shoah und dem polnisch-jüdischen Verhältnis entspann. Hier geht es um die Reaktionen auf das im Jahr 2000 erschienene Buch von Jan Tomasz Gross.<sup>3</sup> F. beschreibt die Struktur der Debatte, untersucht die Funktion des Moralbegriffes in diesem Diskurs, rekapituliert verschiedene Versuche, die Unschuld der Polen zu verteidigen, und schließt dieses umfangreichste Kapitel seines Buches mit einer Betrachtung über verschiedene Versöhnungsrituale ab, wobei öffentliche Ansprachen von Staatspräsident Aleksander Kwaśniewski und Kardinal Józef Glemp im Jahr 2001 sowie die Reaktionen darauf einen zentralen Platz einnehmen. Kwaśniewski hielt zum 60. Jahrestag der Ereignisse in Jedwabne eine Rede und entschuldigte sich als Bürger und als Präsident Polens. Kurz nach diesem Ereignis nahmen die Debatten um die Ereignisse von Jedwabne und das Buch von Gross deutlich ab. F. resümiert, dass sich die Frage, ob das Pogrom von Jedwabne und die Debatte darüber in irgendeiner Weise zur polnischen Selbsterkenntnis beigetragen haben, nicht beantworten lasse. Man könne nur hoffen, dass „die Diskutanten, die prophetisch behauptet hätten, dass Jedwabne nach einiger Zeit vergessen sein werde, nicht absolut recht behalten“ (S. 214). Das vierte Kapitel ist der polnischen Rezeption eines weiteren, zunächst in den USA erschienenen Werkes<sup>4</sup> von Gross gewidmet, in dem der Autor schildert, wie es zu den frühen Nachkriegspogromen in Rzeszów, Krakau und Kielce kam. Gross interpretiert diesen polnischen Antisemitismus als Zeichen der „Angst“ vor der Rückkehr der Juden und der Rückgabe des jüdischen Besitzes, den man sich während der

<sup>3</sup> JAN TOMASZ GROSS: *Sąsiedzi. Historia zagłady żydowskiego miasteczka, Sejny 2000*; deutsche Fassung: *Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne*, München 2001.

<sup>4</sup> DERS.: *Fear. Anti-semitism in Poland after Auschwitz. An Essay in Historical Interpretation*, New York 2006; polnische Fassung: *Strach. Antysemityzm w Polsce tuż po wojnie. Historia moralnej zapaści*, Kraków 2008; deutsche Fassung: *Angst. Antisemitismus nach Auschwitz in Polen*, Berlin 2012.

deutschen Besatzung angeeignet hatte. F. schildert die Versuche, Gross' Schlussfolgerungen möglichst weitgehend zu entkräften, und widmet sich der Frage, inwieweit diese neuerliche Debatte einen herben Rückschlag für die Entwicklung von Gesprächssträngen zum polnisch-jüdischen Verhältnis nach der Veröffentlichung von *Nachbarn* darstellte.

Im abschließenden Epilog fragt F., ob die derzeitigen Debatten als Element eines Rekonstruktionsprozesses der polnischen Erinnerung an die Shoah und der polnisch-jüdischen Beziehungen während des Zweiten Weltkriegs betrachtet werden können und ob sie einer moralischen Reinigung den Weg bereitet haben. Zweifellos, meint der Autor, sei die Debatte über Jedwabne eine Chance zur Neubewertung der Vergangenheit und zur moralischen Reinigung gewesen. Es sei die Debatte über die polnisch-jüdische Vergangenheit gewesen, die den Polen geholfen habe, über ihre komplizierte Vergangenheit zu sprechen. Unglücklicherweise könne man das nicht von den Diskussionen über *Angst* oder den Film *Pokłosie* behaupten. Ein Kapitel in der polnischen Ausgabe von 2010, das Kontroversen über die symbolische Rolle des ehemaligen Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau analysiert, wurde nicht mit einbezogen. Dafür hat F. einen Epilog zu jüngsten Debatten hinzugefügt. Durch diese Publikation werden einer breiten Leserschaft Einblicke in Panoramen polnischer Meinungen innerhalb verschiedener Jahrzehnte, in sehr unterschiedliche innerpolnische Debatten sowie deren Dynamiken ermöglicht.

Warszawa

Ruth Leiserowitz

**Laura Jockusch: Collect and Record!** Jewish Holocaust Documentation in Early Post-war Europe. Oxford Univ. Press. Oxford u.a. 2012. XV, 320 S., Ill. ISBN 978-0-19-976455-6. (£ 20,40.)

Laura Jockusch untersucht in einer länderübergreifenden Studie die frühen Anstrengungen jüdischer Forscher, den nationalsozialistischen Judenmord zu dokumentieren. Dabei bezieht sie sich auf in Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Polnisch überlieferte Archivalien der unmittelbaren Nachkriegsjahre. So gelingt es ihr, einmal mehr die irrige Auffassung<sup>1</sup> zu widerlegen, die Erforschung der NS-Judenverfolgung habe erst mit erheblicher Verzögerung begonnen. Vielmehr legten die auf Jiddisch auch als *sheyres hapleyte* bezeichneten *lebngelibene yidn* (S. 227) Europas schon frühzeitig in großer Zahl Zeugnis ab über das, was sie durchgemacht hatten. Dazu angehalten wurden sie von den Angehörigen der jüdischen historischen Kommissionen, die sich gleich nach Kriegsende an verschiedenen Orten bildeten. Diese vorliegende Darstellung ist somit auch eine Hommage an jene weit über eintausend Männer und Frauen, die sich mit der ihnen verbliebenen Kraft daran machten, unverwischte Spuren zu sichern und (Selbst-)Zeugnisse über jüdische Erfahrungen in den Kriegs- und Besatzungsjahren planmäßig zu sammeln; über 60 der bekannteren von ihnen stellt die Vf. im Anhang vor.

Doch gerieten ihre von mehreren Orten aus vorangetriebenen Bemühungen wenige Jahre später in Vergessenheit – vielleicht gerade deswegen, weil es der einschlägigen Forschung in den einzelnen Ländern um eine vordergründige Universalisierung der Verfolgungserfahrung ging: So wollten die Forscher in Polen wie auch in Frankreich den Beweis antreten, dass Juden sich im Schulterschluss mit ihren nichtjüdischen Landsleuten befunden und daher einen Anspruch darauf hätten, vollumfänglich gleichberechtigte Glieder der Gesellschaft zu sein.

In ihrem Vergleich erörtert J. die Motive, Arbeitsweisen, Materialsammlungen und Veröffentlichungen der in Frankreich, Polen, Deutschland, Österreich und Italien tätigen

<sup>1</sup> Laut dem (veralteten) Überblick von MICHAEL R. MARRUS: *The Holocaust in History*, New York 1987, begann die Erforschung des Judenmords erst mit RAUL HILBERG: *The Destruction of the European Jews*, Chicago 1961.

Überlebenden, die zu frühen Chronisten des Zerstörungswerks unter dem Nationalsozialismus wurden. Die Ursprünge ihres Schaffens lagen in den Zentren ostjüdischer Gelehrsamkeit – in Wilna und in Warschau – und lassen sich von den historiografischen Traditionen der osteuropäischen Juden herleiten. Mit „Collect and Record!“ hätte Samuel Kassow auch seine Untersuchung über das Werk Emanuel Ringelblums und die Gruppe Oneg Schabbat im Warschauer Getto betiteln können.<sup>2</sup> Deren erprobte Sammel- und Forschungsmethoden dienten als Vorbild. Und zugleich boten die 1946 geborgenen Bestandteile des Untergrundarchivs des Gettos eine Fülle von Dokumenten, die es in die sich herausbildende *Khurbnforschung* – die Erforschung der Katastrophe des europäischen Judentums – zu integrieren galt. Führend bei Aufarbeitung und zeithistorischer Rekonstruktion war dann lange Zeit die Arbeit des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau.<sup>3</sup>

Nach einem einführenden Kapitel über die Rolle der Geschichtsschreibung unter den jüdischen Überlebenden blickt J. in drei etwa gleich umfangreichen Abschnitten auf Entstehung und Entwicklung des zunächst in Grenoble, dann in Paris ansässigen Centre Documentation Juive Contemporaine (CDJC) in Frankreich, der Centralna Żydowska Komisja Historyczna (CŻKH) in Polen und einer Reihe von in Displaced Persons (DP)-Camps im besetzten Deutschland, Österreich und Italien gegründete oder von deren (ehemaligen) Insassen gebildeten historischen Kommissionen. Im Vergleich mit Frankreich hatte der Judenmord Polen weit stärker betroffen, andererseits fanden sich hier die meisten ausgebildeten Historiker, und es waren ihre Leistungen und Errungenschaften, die weit über Polen hinaus Einfluss ausübten. Zudem verließen ständig Mitarbeiter/innen der CŻKH Polen, weil sich antijüdische Gewalttaten fortsetzten und die Stalinisierung das Leben der jüdischen Gemeinschaft immer mehr einschränkte. Sie führten ihre Arbeit an Einrichtungen außer Landes – auch in den DP-Camps der amerikanischen oder britischen Besatzungszone Deutschlands – fort. Diese „Transitphase“ war geprägt von der Vision eines zukünftigen Judenstaats in Palästina. Im Fokus der in Österreich – in Wien und in Linz – gebildeten Kommissionen stand die juristische Ahndung der nationalsozialistischen Verbrechen an den Juden.

Die vielgestaltigen Ansätze sollten in einem Comité Européen de Coordination zusammengeführt werden, dem das letzte Kapitel gilt. Auf Betreiben des CDJC trafen sich Ende 1947 Aktivisten aus verschiedenen ost- und westeuropäischen Dokumentationsinitiativen in Paris. Infolge der Vorbehalte in den nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaften, einer alle Lebensbereiche politisierenden Aufspaltung Europas im Kalten Krieg und der neuen Archivierungs- und Forschungsbemühungen im entstehenden Israel erwiesen sich weitergehende Anstrengungen in dieser Richtung in Europa jedoch als vergeblich. Für Polen bricht J.s Darstellung 1947 leider allzu früh ab, ohne dass das politische Moment unter dem kommunistischen Regime und den – ihm weiterhin widerstrebenden – Gegenkräften eingehender analysiert worden wäre. So bleibt es hier bei holzschnittartigen Kennzeichnungen, zumal der Vf. einige aktuelle Forschungsbeiträge entgangen sind, welche die frühen Gedenkinitiativen vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen und politischen Um-

<sup>2</sup> SAMUEL KASSOW: Ringelblums Vermächtnis. Das geheime Archiv des Warschauer Ghettos, Reinbek 2010.

<sup>3</sup> Siehe dazu die Beiträge von STEPHAN STACH: Jüdisches Historisches Institut, in: Enzyklopädie Jüdischer Geschichte und Kultur. Bd. 3: He-Lu, Darmstadt 2012; DERS.: Geschichtsschreibung und politische Vereinnahmungen. Das Jüdische Historische Institut in Warschau 1947-1968, in: Jahrbuch des Simon-Dubnow-Instituts 7 (2008), S. 401-431; DERS.: Holocaust und Kalter Krieg im deutsch-polnisch-jüdischen Kontext – das Jüdische Historische Institut in Warschau und die beiden deutschen Staaten, in: Historie. Jahrbuch des Zentrums für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften 2 (2008/2009), S. 57-81.



felds in der Anfangsphase der Volksrepublik ausleuchten.<sup>4</sup> Eine umfassende Würdigung des Forschungsertrags des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau bleibt freilich bis heute ein Desiderat und kann von einer vergleichenden Studie nicht erwartet werden.<sup>5</sup>

Insgesamt leistet J. einen wichtigen Beitrag zur Historisierung dessen, wofür sich seit einigen Jahren der Terminus „Holocaustforschung“ eingebürgert hat. Manche unbegründete Annahmen und Mutmaßungen erfahren somit zugleich eine Korrektur. Die Darstellung würdigt überdies erstmals die Arbeit der Jüdischen Historischen Kommissionen und ihrer Mitglieder auf hinreichend breiter Quellenbasis, wodurch ein Vergleich erst möglich wird. Was nun noch bleibt, ist die Aufgabe, die von ihnen oft mühevoll geretteten und bewahrten Dokumente in den Forschungsdiskurs einzubeziehen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

<sup>4</sup> Siehe u.a. ZOFIA WÓYCICKA: *Przerwana zaloba. Polskie spory wokół pamięci nazistowskich obozów koncentracyjnych i zagłady 1944-1950*, Warszawa 2009; engl. Fassung: *Arrested Mourning. Memory of the Nazi Camps in Poland, 1944-1950*, Frankfurt a.M. 2013; JONATHAN HUENER: *Auschwitz, Poland and the Politics of Commemoration, 1945-1979*, Athens/OH 2003; KLAUS-PETER FRIEDRICH: *Der nationalsozialistische Judenmord in polnischen Augen: Einstellungen in der polnischen Presse 1942-1946/47*, phil. Diss., Köln 2003; DERS.: *Frühe Bestrebungen zu einer „Katholisierung“ des ehemaligen NS-Lagers Auschwitz*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 54 (2005), S. 217-243; DERS.: *Der Rückblick auf den NS-Judenmord und die Reaktion auf antijüdische Unruhen im Krakauer Wochenblatt Tygodnik Powszechny (1945-1952)*, in: MICHA BRUMLIK, KAROL SAUERLAND (Hrsg.): *Umdeuten, verschweigen, erinnern. Die späte Aufarbeitung des Holocaust in Osteuropa*, Frankfurt a.M. 2010, S. 125-161.

<sup>5</sup> Zur Historiografie in der Volksrepublik siehe TADEUSZ PAWEŁ RUTKOWSKI: *Nauki historyczne w Polsce 1944-1970. Zagadnienia polityczne i organizacyjne [Historische Wissenschaften in Polen 1944-1970. Politische und organisatorische Fragen]*, Warszawa 2007.

**Krisztina Fehérváry: *Politics in Color and Concrete*.** *Socialist Materialities and the Middle Class in Hungary*. Indiana Univ. Press. Bloomington – Indianapolis 2013. XV, 288 S., Ill. ISBN 978-0-253-00994-4. (\$ 25,60.)

Krisztina Fehérváry geht in ihrer Studie der Frage nach Transformationen und ihrer Bedeutung in der materiellen Welt der ungarischen Mittelschicht in der postkommunistischen Periode nach. Anhand von Interviews und diversen publizierten Quellen analysiert sie unterschiedliche Facetten der Alltagsästhetik im Raum der Industriestadt Dunaújváros und blickt dabei bis zu ihrer Entstehungszeit in den frühen 1950er Jahren zurück. Die Untersuchungsperiode erstreckt sich bis zum Jahr 2000. Dabei konzentriert sie sich auf die Wohnkultur, analysiert diese aus der Perspektive sowohl der Stadtplanung und Hausarchitektur als auch der Wohnraumgestaltung und untersucht eingesetzte Stoffe und Farben, um so die mentale und identitätsstiftende Veränderung innerhalb der ungarischen Mittelschicht nachzuzeichnen und zu definieren. Gerade dieser anthropologische Ansatz, einen Teil der Gesellschaft durch den Blick auf ihre Materialität im privaten Raum zu beschreiben, stellt ein Novum in der bisherigen Osteuropaforschung dar. Im Mittelpunkt dieser Studie stehen nämlich nicht die Konsumprodukte und ihre statusstiftende Rolle, sondern die Verbraucher mit ihren sozialen und konsumorientierten Vorstellungen und Erwartungen sowie den daraus resultierenden materiellen und mentalen Konsequenzen.

Den Untersuchungsraum bildet Dunaújváros. Entstanden 1951 als „Stalinstadt“ (Sztálinváros) mit dem Anspruch, einen neuen Menschen zu gestalten, und lange Zeit von den Bewohnern als die „hässlichste Stadt Ungarns“ (S. 2) angesehen, bietet diese Stadt beste Möglichkeiten, das Wechselverhältnis zwischen der Politik und der materiellen Kultur und deren zahlreichen Bedeutungen und Interpretationen hinsichtlich ihrer Qualität als Lebens-

raum unter die Lupe zu nehmen. Die Autorin stellt die These auf, dass die moralischen, symbolischen und ökonomischen Bemühungen der ungarischen Mittelschicht für ein „normales“ und „respektvolles“ Leben in der Nachwendezeit aus dem robusten Alltag und der politisch geladenen Erfahrung des Staatssozialismus resultierten (S. 2).

Den Ausgangspunkt der Studie bildet eine Analyse der Debatten um die Normalisierung bzw. um den Begriff „normal“ in der Transformationszeit Ungarns nach 1989. Durch diese Analyse wird ein geografischer, zugleich aber auch identitätsstiftender Bezug zwischen dem Ostblock und dem „normalen“ Europa veranschaulicht. Als „normal“ und zugleich „zivilisiert“ galt demnach der Lebensstil im westlichen Europa sowie in den USA, der mit materiellen Vorstellungen vom „guten Leben“ insbesondere im Konsumbereich in Verbindung gebracht wurde. Aus dieser Perspektive betrachtet, wurde der Alltag im kommunistischen Ungarn weitgehend als „anormal“ bezeichnet, und somit gehörte die Vernichtung von sozialistischer Materialität im öffentlichen und privaten Raum nach 1989 zu dem umfassenden Versuch, eine neue kollektive und individuelle Identität der Mittelschicht zu etablieren (S. 39). Die neue Mittelschicht Ungarns rekrutierte sich laut F. nun aus den „sozialistischen mittleren Schichten“, die jedoch nicht durch die Klassenzugehörigkeit, sondern durch eine bestimmte Vorstellung von gutem, modernem und bequemem Leben verbunden war und sich oft durch ihre Materialität definierte. Wie F. zeigt, ist die Etablierung dieses Konzeptes eine Quintessenz der vorkommunistischen bürgerlichen Werte, der in der kommunistischen Zeit erweckten Vorstellungen und Erwartungen sowie der postkommunistischen Rhetorik.

Um die Vorstellung von dem, was nach 1989 als „normal“ bezeichnet wurde, zu veranschaulichen, zeichnet die Autorin in den nachfolgenden Kapiteln 2-5 fünf unterschiedliche ästhetische Richtungen nach, von ihr „aesthetic regimes“ genannt. Sie unterstreicht dabei, dass keine der Richtungen eine andere gänzlich ersetzte, sondern dass sich diese komplementierten oder gleichzeitig existierten. Demnach visualisierte der sozialistische Realismus der frühen 1950er Jahre die Bestrebungen des Staates, eine der bürgerlichen Gesellschaft widersprechende neue Gesellschaft zu formen. In der materiellen Kultur basierte diese Ästhetik jedoch auf neoklassischen Formen und soliden Materialien (z.B. Holz und Keramik), die sich noch an bürgerlichen Qualitätsmaßstäben orientierten. Im Zuge der Verurteilung des Stalinismus nach 1956 setzte die nachfolgende Ära János Kádárs demgegenüber auf Modernisierung durch Konsum und Materialität. Die propagierte Modernität war demnach nicht als Lebensform oder Norm zu verstehen, sondern als Wohlstandsvisualisierung durch eine Vielfalt von persönlich gestalteten, meist geometrischen und klaren Formen. Diese waren zwar von westlichen Entwicklungen inspiriert, sollten jedoch die sozialistische Gesellschaft als modern und fortgeschritten zur Schau stellen. Nun erweckte diese politisch projizierte Utopie in der Gesellschaft Konsumvorstellungen und materielle Aspirationen, die jedoch aufgrund ökonomischer Engpässe nicht realisiert werden konnten. Anstatt moderner Konsumprodukte sowie gemütlicher und individualisierter Wohnräume der „Socialist Modern“ stellte der Staat kleine, uniformierte Plattenbauwohnungen aus kaltem Beton mit minderwertiger und monotoner *No name*-Ausstattung zur Verfügung, die F. „Socialist Generic“ nennt.

Durch die Diskrepanz zwischen den politischen Prämissen und der alltäglichen Realität sowie aufgrund der allgemeinen Politisierung und Bürokratisierung entwickelte sich eine „hybride Form“ der Konsumpraxen (S. 80) mit einer zweiten Nischenökonomie, die meist auf Selbstverwirklichung basierte und danach strebte, private Wohnräume zu personalisieren. Wie die Autorin aufzeigt, beruhte der Unterschied zwischen „Socialist Modern“ und „Socialist Generic“ besonders stark auf deren Bewertung: Die Konsumgüter staatlicher Herstellung wurden durch ihre Qualität meist als minderwertig abgestempelt und die gesamte zwiespältige (Konsum)-Situation als „anormal“ empfunden. Als Konsequenz entstand daraus durch den Wunsch, sich der staatlichen, unpersönlichen Wohnmaterialität entgegenzusetzen, das sog. „Organicist Modern“. Diese ästhetische Richtung baute auf Gegensätzen zum „modernen Sozialismus“ auf und wandte sich dementsprechend organi-

schen und zum Teil auch von Folklore inspirierten Stoffen sowie natürlichen Farben zu. Den uniformen Plattenbauwohnungen aus Beton in der Stadt wurden auf dem Land kleine Datschas aus Holz gegenübergestellt, die das Regime bereits weitgehend erlaubte.

Diese selbstentwickelte neue Form der materiellen Wohnkultur, die aufgrund des Lavierens zwischen den politisch gesteuerten Vorstellungen und der wirtschaftsbedingten Alltagssituation entstand, resultierte letztendlich in der ästhetischen Vorstellung der Mittelschicht nach 1989, von F. „Super-Natur Organicism“ genannt. Die Diskrepanz zwischen dem Utopischen und dem Realen, zwischen der Vorstellung von Normalem und Nicht-Zivilisiertem sowie dem Östlichen und Westlichen bildete eine neue Identität der Mittelschicht, die in ihrer neuen Materialität nach 1989 Ansprüche auf einen europäischen, als normal empfundenen Standard ausdrückte: Der Individualismus der neu gebauten Familienhäuser, die als privates Eigentum in den Datschas ihren Ursprung hatten, sollte den kollektiven, kleinen und unbequemen Plattenbauwohnungen widersprechen.

Insgesamt liefert die Autorin anhand einer vielfältigen Analyse der Wohnkultur im Kontext politischer Debatten, alltäglicher Praxen und wirtschaftlicher Komponenten eine interessante Darstellung der Sehnsüchte und Aspirationen, aber auch der Selbstwahrnehmung und Bestrebungen der ungarischen Mittelschicht in der neu entstandenen Demokratie. Durch den großzügig angelegten Untersuchungszeitraum und einen spezifisch politischen Raum, den die Stadt Dunaújváros darstellt, bietet F. aufschlussreiche Einblicke in das Leben der ungarischen Mittelschicht im Kontext der politischen Evolution des sozialistischen Staates und der postkommunistischen Transformation.

München

Anna Pelka

**Stanislav Balík, Jiří Hanuš: Das Zweite Vatikanische Konzil und die böhmischen Länder.** Schoeningh. Paderborn 2014. 277 S., Ill. ISBN 978-3-506-77796-6. (€ 36,90.)

Das von 1962 bis 1965 abgehaltene Zweite Vatikanische Konzil stellt den zentralen Einschnitt in der jüngeren Geschichte der katholischen Kirche dar. Es führte zu einer Neubewertung des Verhältnisses zu anderen Religionsgemeinschaften, vor allem aber zu einer Neupositionierung der Kirche gegenüber der modernen Gesellschaft des 20. Jh. Bis in die Gegenwart hinein nehmen zahlreiche innerkirchliche Debatten Bezug auf die Entscheidungen des Zweiten Vatikanum. Jenseits des weltumspannenden Anspruchs der katholischen Kirche stellte sich schon früh die Frage, wie die Ergebnisse des Konzils in den einzelnen Ländern mit ihren jeweiligen historischen Entwicklungen sowie ihren politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen rezipiert und umgesetzt wurden. Ein facettenreiches, aber bisher nur unzureichend analysiertes Beispiel stellt dabei das heutige Tschechien dar. Neben dem historisch bedingten komplexen Verhältnis zwischen der tschechischen Gesellschaft und der katholischen Kirche beeinflusste insbesondere die kirchenfeindlich ausgerichtete kommunistische Herrschaft in der Tschechoslowakei die Konzilsrezeption. Umgekehrt fielen das Konzil sowie die ersten Jahre danach in die Phase des sogenannten „Vorfrühlings“, also den durch Liberalisierungsschritte gekennzeichneten Zeitraum vor dem Prager Frühling 1968.

Mit Stanislav Balík und Jiří Hanuš haben sich nun zwei ausgewiesene Experten der tschechischen Kirchengeschichte des 20. Jh. diesem Thema gewidmet. In ihrer nun vorliegenden Studie heben sie gleich zu Beginn hervor, dass das Thema aufgrund der spezifischen historischen Konstellation nicht allein aus kirchengeschichtlicher Perspektive von Interesse ist, sondern zugleich auch vielfältige Bezüge zu allgemeinen sozial- und kulturgeschichtlichen Entwicklungen in den böhmischen Ländern bestehen. Auch wenn dies nicht in allen Kapiteln des Buches explizit gemacht wird, finden sich hierfür doch zahlreiche Ansatzpunkte.

Im Eingangskapitel skizziert Hanuš zunächst, welche Einflüsse die katholische Kirche in der Tschechoslowakei in der Zeit des Konzils prägten. Anders als meist üblich beschreibt er die Konstellation nicht aus der Perspektive des Staates und dessen kirchenpoli-

tischer Maßnahmen, sondern unmittelbar aus der kirchlichen Perspektive. Prägend waren demnach die Existenz einer Untergrundkirche („Verborgene Kirche“) wie auch einer mit dem kommunistischen Regime kollaborierenden Priesterorganisation. Hinzu kam eine geschwächte Organisationsstruktur, wozu auch eine hohe Zahl nicht besetzter Bischofssitze zählte. Diese Faktoren führten nach Hanuš dazu, dass das Konzil zunächst nur sehr eingeschränkt rezipiert wurde. Auch wenn es zu Kontakten zu anderen Kirchen (insbesondere der evangelischen Kirche) kam, blieb der interkonfessionelle Dialog in der Tschechoslowakei doch beschränkt.

Im zweiten Kapitel beschreibt Balík die tschechoslowakischen Teilnehmer des Konzils und die Position des tschechoslowakischen Staates gegenüber dem Konzil. Deutlich werden dabei die Hintergründe für die Zusammensetzung des tschechischen und slowakischen Teilnehmerkreises und die damit zusammenhängenden Probleme: Es befanden sich auch mehrere Mitarbeiter der Staatssicherheit darunter. Zugleich gehörten der Delegation im Exil lebende Geistliche an. Die Prager Regierung war bemüht, die Berichterstattung über das Konzil zu steuern. Die Berichte für die Staatssicherheit ermöglichen wiederum einen Einblick in das Konzilsgeschehen. Auch wenn erwähnt wird, dass der Prager Erzbischof Kardinal Josef Beran auf die Beschlüsse zur Gewissensfreiheit einwirkte, finden sich in der Darstellung insgesamt doch zu wenige Bezüge zum Geschehen des Konzils außerhalb der tschechoslowakischen Delegation.

Hinsichtlich der Umsetzung der Konzilsergebnisse machen die Autoren deutlich, dass die geschwächte Kirchenorganisation eine flächendeckende Verbreitung und Information nicht leisten konnte. Evident wird dies insbesondere daran, dass die Konzilsdokumente nur eingeschränkt publiziert werden konnten. Es war somit häufig von Einzelnen abhängig, inwieweit die Inhalte jenseits bestimmter liturgischer Elemente bei den Gläubigen ankamen. Die Konzilskritik entwickelte sich in den böhmischen Ländern wiederum in zwei Richtungen: Regimenahe Kleriker versuchten den Reformprozess zu bremsen. Zugleich gab es zahlreiche Katholiken, die in der Öffnung der katholischen Kirche die Gefahr sahen, dass sich der Gegensatz zwischen Kirche und Regime zum Schaden der Kirche auflösen könnte.

Am Ende des Bandes finden sich ergänzende Beiträge von Pavel Hradílek über die liturgische Reform und von Karel Rechlík über kirchliche Architektur. Hradílek ordnet die Reformansätze zunächst in die Traditionslinie kirchlicher Erneuerungsbewegungen in Tschechien (Velehrad, Emmaus) ein. Er kommt dann zu dem Schluss, dass sich die Erwartungen an eine Liturgiereform nicht erfüllt hätten. Unklar bleibt bei seiner Einschätzung allerdings, ob er damit vor allem die Entwicklung bis 1989 benennt oder aus der Gegenwart heraus argumentiert. Im Beitrag zur kirchlichen Architektur wird unter anderem ein Vergleich mit Österreich gezogen. Im Falle Tschechiens werden insbesondere die Einschränkungen in der Zeit des Kommunismus benannt.

Insgesamt bietet der Band einen guten Überblick über die Besonderheiten der Konzilsrezeption im heutigen Tschechien. Deutlich werden insbesondere die Folgen der eingeschränkten oder verspäteten Umsetzung der Konzilsergebnisse. Als die vollständige Umsetzung nach 1989 möglich wurde, hatte sich nicht allein der politische Kontext geändert. Auch das kirchliche Umfeld war inzwischen ein anderes als in den 1960er Jahren. Den Autoren ist deswegen nur zuzustimmen, wenn sie die Analyse der weiteren Entwicklung als Desiderat benennen.

So informativ die Publikation auch ist, die Lektüre wird dem Leser nicht leicht gemacht. Ein sprachlich umständlicher Stil verbunden mit Tippfehlern lässt vermuten, dass nach der Übersetzung ins Deutsche nur sehr sparsam lektoriert wurde. Deutlich wird dies zum Beispiel daran, dass von „Firmierung“ statt von „Firmung“ (S. 102, 167) die Rede ist.

München

Martin Zückert

**Von der Ablehnung zur Aneignung?** Das architektonische Erbe des Sozialismus in Mittel- und Osteuropa. Hrsg. von Arnold Bartetzky, Christian Dietz und Jörg Haspel. (Visuelle Geschichtskultur, Bd. 12.) Böhlau. Köln u.a. 2014. 297 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-412-22148-5. (€ 39,90.)

Die Beiträge des Bandes, der eine Konferenz des Internationalen Rates für Denkmalpflege (ICOMOS) und des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (GWZO) im Jahr 2012 dokumentiert, behandeln ein Spektrum von der Architektur- und Städtebaugeschichte bis zu den „gewollten Denkmälern“ (Alois Riegl), die Schauplätze befinden sich teils in heute unabhängigen Staaten der ehemaligen Sowjetunion (Russland, Armenien, Usbekistan, baltische Staaten), teils in mittel- und osteuropäischen Staaten ihres Machtbereichs (Bulgarien, Polen, Rumänien, Tschechoslowakei und DDR), aber auch im früheren Jugoslawien (Kroatien). Das Thema war lange kontrovers – wie die Hrsg. schreiben, begegnete die Bevölkerung „der Masse des Baubestands mit Geringschätzung bis Ablehnung, politisch besonders kontaminierte Bauten lösten vielfach offene Aggressionen aus“ (S. 10). Der Rezensent möchte hinzufügen: Das Publikum war auch oft geneigt, dieses Erbe pauschal mit dem „Plattenbau“ gleichzusetzen, obwohl dieser nicht einmal ein genuin realsozialistisches Produkt war – denken wir nur an die französischen Bausysteme Coignet und Camus.

Die seit dem freiheitlichen Aufbruch 1989/90 erfolgten Abrisse und Überformungen brachten es mit sich, dass das knapper werdende Gut des Erbes dieser Epoche interessant wurde und in das Blickfeld des zivilgesellschaftlichen Interesses wie auch der amtlichen Denkmalpflege rückte. Zutreffend bemerken die Hrsg., dass es hierbei um die „Akzeptanz des dekorativen, monumentalen Neo-Historismus der Stalinzeit“ (S. 10) wesentlich besser bestellt ist als um die Moderne der 1960er bis 1980er Jahre. Obwohl der Stalinismus die härteste Phase der kommunistischen Diktatur verkörpert hat und insofern auch in seiner architektonischen Selbstdarstellung als kontaminiert gelten müsste, bedient diese offenbar ein Bedürfnis nach Heimat, Geborgenheit und Kontinuität, dem die Moderne vorher wie nachher so nicht gerecht werden konnte – dabei hatte diese Spätmoderne in ihren besten Augenblicken durchaus etwas zu bieten, wie der Band zeigt.

Für den Rezensenten war der Band oft auch eine Entdeckungsreise und allein schon deshalb eine wertvolle Lektüre. Natalia Dushkina macht auf Verluste und Gefährdungen in Moskau aufmerksam. Als Beispiel für einen Totalverlust ist das im späten Sozialistischen Realismus entstandene, 2012 abgerissene Kinderkaufhaus *Detski Mir* mit seiner großzügigen zentralen Halle zu nennen. Veränderungsdruck von Investoren in Verbindung mit teils recht hemdsärmeligen Methoden wird von Nune Chilingaryan aus Jerewan beklagt, so ist der Verlust eines Bauwerks wie der dortigen Großmarkthalle – außen mit Anklängen an Bahnhöfe wie Grand Central in New York und den Stuttgarter Hauptbahnhof, innen eine moderne Stahlbetonkonstruktion – zu befürchten.

Eine intensive Diskussion fand 2011 in Sofia anlässlich einer nicht genehmigten Kunst-Performance am Denkmal der Sowjetarmee statt, als martialische Relief-Figuren mittels greller Bemalung zu Comic-Figuren wie Superman umgewidmet wurden. Laut Emilia Kaleva sah der Kulturminister darin eine kriminelle Handlung, während andere Stimmen von der Ablösung sowjetischer kultureller Muster durch amerikanische sprachen. Eine auch in vergleichbaren Situationen anderer Städte anzutreffende Entwicklung zeigt die spontane Aneignung des leeren öffentlichen Raumes rund um das Denkmal, die von Skatern bis hin zu Märkten und Festen reicht.

Eine große Geste des Stalinismus blieb Warschau nicht erspart – der von der Sowjetunion „geschenkte“ Kulturpalast ist „ein einzigartiges Beispiel für ein oktroyiertes und ideologisch motiviertes Projekt der Herrschaftsarchitektur, das trotz der doktrinären Formensprache keine einheitliche Symbolik entwickeln konnte. [...] Andererseits ist die Dynamik zwischen gesellschaftlichen Freiräumen und repressiven politischen Maßnahmen an der Nutzung der Innenräume [z.B. für unpolitische Freizeitaktivitäten wie Tanzveranstal-

tungen – J.B.] zu beobachten“, wie Jakob Sawicki schreibt (S. 140). Der Palast bleibt im Wortsinne ein erratischer Block.

Über manche Bewertungen in den Beiträgen zu Bauten in der DDR kann man sicherlich streiten. Beipflichten kann der Rezensent der Würdigung des Ensembles Lange Straße in Rostock durch Michael Bräuer, insbesondere bei der Verwendung des Backsteins – offenbar ist dieser Baustoff damals wie heute eine Art unverwüstlicher gestalterischer Joker. Ob man bestimmten Objekten wie dem ehemaligen Gästehaus des Ministerrats in Leipzig nachtrauern muss, wie Thomas Topfstedt dies tut, mag dahingestellt bleiben – zumindest kann der Rezensent dies anhand der Abbildung auf S. 109, die einen eher banalen Kubus zeigt, nicht nachvollziehen. Eine Ergänzung zum Centrum-Warenhaus in der Prager Straße in Dresden (S. 172) sei hier erlaubt: Das Gebäude, dessen in Ungarn aus eloxierten Aluminiumelementen hergestellte Fassade eine Art Kultstatus bekam, ist nur bedingt als DDR-Architektur anzusehen – der Entwurf stammt von Ferenc Simon und Attila Kun aus dem ungarischen Büro ÁÉTV und wurde von deutschen Kollegen an die Örtlichkeit angepasst.

Seriellen Ornamenten begegnet man in Eva-Maria Wildes Beitrag über Usbekistan – die Fotos aus Taschkent und Samarkand zeigen ein „lebendiges Architekturmuseum“ (S. 272) mit Rückgriffen auf Motive der örtlichen Tradition, aber auch eine an das Klima angepasste moderne Bauweise mit sehr tiefen und daher Schattenspendenden Elementen. Problematisch und ein handfester Grund für die zunehmende Abnutzung der Gebäude ist hier wie in anderen postsozialistischen Ländern die Privatisierung der einzelnen Wohnungen ohne Klärung des Eigentums und der darauf beruhenden Verantwortung für die gemeinsamen Gebäudeteile wie z.B. Treppenhäuser und Dächer.

Nach Arnold Bartetzky werde im Baltikum das bauliche Erbe der Sowjetzeit „nicht nur als das materielle Erbe einer überwundenen Diktatur angesehen, sondern auch als Hinterlassenschaft einer Fremdherrschaft, die gemäß der Sprachregelung in den heutigen baltischen Republiken sogar als lange ‚Okkupationszeit‘ definiert wird“ (S. 167) – ja, was war es denn sonst als eine Okkupationszeit? Und vergreift sich B. nicht mit seiner Formulierung, wenn er hier eine „Sprachregelung“ meint entdecken zu können? Sprachregelungen kennt zumindest der Rezensent nur aus Diktaturen.

Ein Aspekt scheint im Buch zu kurz zu kommen: Die zeitgenössische Rezeption dieses Erbes wird nach dem Eindruck des Rezensenten dadurch erleichtert, dass den heutigen Generationen – der „Erlebnisgeneration“ ebenso wie der Jugend – im früheren sowjetischen Machtbereich allmählich bewusst wird, dass es relativ häufig gelungen ist, vom Regime verursachten widrigen Umständen Qualität abzutrotzen. Das eröffnet die Möglichkeit, sich mit Teilen dieses Erbes zu identifizieren, ohne sich mit dem Regime selbst identifizieren zu müssen.

Berlin

János Brenner

**Entangled Protest.** Transnational Approaches to the History of Dissent in Eastern Europe and the Soviet Union. Hrsg. von Robert Brier. (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 31.) fibre. Osnabrück 2013. 262 S. ISBN 978-3-938400-96-8 (€ 39,80.)

Even before the rise of transnational history it was common knowledge, in scholarship and public perception, that East European dissent was a phenomenon without borders. Thus, it is striking that transnational studies on the history of dissent in the Soviet bloc are rare. Robert Brier's edited volume fills this gap and gathers different case studies on the entanglement of dissent during late socialism. It presents the results of a conference at the German Historical Institute in Warsaw held in 2010.

In his introduction Brier goes well beyond simply reflecting on the background of dissent and its transnational scope, developing a stimulating research agenda. Questioning the simplistic dichotomy between regime and dissent and understanding the latter as shared

practices of communication, he follows a revisionist position in the study of socialist societies.<sup>1</sup> Brier leaves behind the teleology of democratization that latently reduces dissidents to a prelude of 1989. Although his impetus lies on personal dissident actors, rather than oppositional structures, this allows for an understanding of dissent as a heterogeneous phenomenon that integrates competing and conflicting ideological standpoints. Therefore it was not the similarity of repression that constituted the transnational character of dissent but the shared practices of empowerment and the solidarity amongst East European dissidents including actors well beyond the Soviet bloc. This second audience of dissidents in the West is the main focus of Brier's interest and thus the volume asks why 'would people in the west listen to what dissidents had to say' (p. 13).

Padraic Kenney, probably the first scholar to illuminate the transnational action of dissidence in more detail<sup>2</sup>, comments in his contribution on Brier's reflections. Against the backdrop of his own findings he argues that it is crucial to precisely identify the actors and moments of transnational action to understand its scope. Moreover, he introduces a model of transnational entanglement that differentiates figuratively between the 'electromagnetic force' (p. 45) that binds actors together and the 'radio waves' (p. 51) that transport content without the interaction of transmitters and receivers. His global perspective in particular—beyond Eastern Europe, Kenney draws on Latin America, South Africa and China—offers illuminating insights into the mechanisms and limitations of transnational action. Given the changing quality of media and technology, Kenney underlines the importance of content and situational context for studying transnational history.

The case studies in this volume approach the transnational history of dissent from three perspectives. A first section deals with mutual contacts and intermediaries between both East and West and dissidents in different socialist countries. Julia Metger, for instance, scrutinizes the role of Western newspaper correspondents in Moscow and their own contribution to dissent. By building personal networks amongst dissidents and closely following their activities, correspondents became actors, both in the Soviet Union and the Western public sphere. The second section on human rights and détente examines dissent as a topic of diplomatic and political relations. Both Wanda Jarzabek and Bent Boel argue that the influence of Western institutions, such as Western diplomacy during the CSCE-process or Western European social democrats in contact with the ruling socialist parties, opened up new possibilities for dissidents.

Similarly, the articles of the third section take external factors into account. Kim Christiaens and Idesbald Goddeeris highlight the parallel and yet disentangled Belgian solidarity movements with Poland and Nicaragua during the early 1980s. Like Metger they stress the twofold role of intermediaries and the wide influence dissidents had on their Western partners. Kacper Szulecki demonstrates how the content of protest evolved through transnational contacts. Polish peace activists of *Wolność i Pokój*, for instance, transformed the pacifist beliefs of their Hungarian role-models and eventually formed a human rights pressure group. A similar transcending of borders can be found in Holger Nehring's study with West and East German peace and environmental movements.

Making use of the contingency of dissent in Eastern Europe, articles like Metger's understand dissent as a concept produced in transnational negotiation. In other words, dissidents in other socialist countries or Western actors were not only helpful for dissident activities, but contributed to the shaping of dissent itself. This insight will prove most fruitful

<sup>1</sup> Cf. SHEILA FITZPATRICK: Revisionism in Soviet History, in: *History and Theory* 46 (2007), pp. 77-91, and BARBARA J. FALK: Resistance and Dissent in Central and Eastern Europe. An Emerging Historiography, in: *East European Politics and Societies* 25 (2011), 2, pp. 318-360.

<sup>2</sup> PADRAIC KENNEY: *A Carnival of Revolution. Central Europe 1989*, Princeton 2002.

in further research and help to reexamine Western scholarship on dissent since the 1970s. Given the intensive contacts of those early scholars with dissidents in Poland, Czechoslovakia or the Soviet Union, their writings are also part of the transnational history of dissent.

The volume underlines the fact that a feeling of transnational solidarity brought together highly heterogeneous actors from different countries. Some articles pursue this in detail and disclose the deep impact of solidarity as a concept in the social movements of the 1980s, both in the East and West. Surely it will be worthwhile to investigate further these matters, elaborating especially on the concept of solidarity itself and the transgression of regional and political contexts.

Several articles address the question of how to gather sources for transnational histories of dissent. For instance, Kenney and Tomáš Vilímek make use of oral history, yet with different approaches. Whereas Kenney puts his interviewees into perspective and understands their information as simple suggestions, Vilímek follows their narrative closely and brings to the fore some of the obvious methodological problems of writing the history of dissent. Given the various conflicts about the legacy of dissent and the ambiguous appraisal of the dissidents' efforts in present day Central and Eastern Europe, it remains crucial for the historian to keep his or her distance from contemporary witnesses and their present day interpretations.

The volume under review elucidates impressively that dissent in Eastern Europe cannot be understood without careful attention to Western and global entanglements. The study of dissent and opposition will benefit from this methodological inspiration. Although it was not the explicit focus of the editor's introduction or the respective chapters, a global understanding of transnational processes shines through the entire volume. It will be worth developing this further and approaching the global history of dissent both with comparative and entangled methodological interests.

Mainz

Gregor Feindt

## Anzeigen

*Andreas Fülberth: Riga. Kleine Geschichte der Stadt. Böhlau. Köln u.a. 2014. 307 S., Ill. ISBN 978-3-412-22165-2. (€ 22,90.)* – Nachdem Riga zur Kulturhauptstadt Europas 2014 ernannt worden war, wuchs das Interesse an der Stadt auch unter einer breiten Leserschaft. Dementsprechend hat der Historiker Andreas Fülberth eine kurze Geschichte Rigas verfasst. Das Buch ist kein Produkt akademischer Forschung. Es setzt sich zum Ziel, die Rolle der ehemaligen deutschen Einwohner Rigas und ihren Beitrag zur Entwicklung der Stadt nachzuzeichnen sowie gleichzeitig heutigen Besuchern die notwendigen Informationen über die bedeutendsten Bauten und Denkmäler zu vermitteln. Das Buch ist in fünf Kapitel eingeteilt, die in ihrer Gesamtheit alle Abschnitte der historischen Entwicklung der Stadt zusammenfassen. Der erste Teil „Das mittelalterliche Riga“ beginnt 1201 mit der Gründung der Stadt durch Bischof Albert. Kurz wird auch erwähnt, dass lettische Archäologen bei Grabungen in der Altstadt Zeugnisse von einem Livendorf aus dem 12. Jh. gefunden haben. Am Ende des Kapitels (S. 25 f.) weist F. auf die „sensationelle Entdeckung“ einer Rigaer Architektin hin: Das Straßennetz der Altstadt Rigas ähnele dem von Visby, weil die Anlage der Straßen von einer an diesem Ort befindlichen Wikinger-Siedlung – also aus dem 10.-11. Jh. – übernommen worden seien. Es wird aber nicht ganz klar, ob F. dies für eine wissenschaftlich fundierte Tatsache hält oder sie nur als eine kuriose Vermutung erwähnt. Im zweiten Kapitel wird über Riga im 16.-17. Jh. berichtet – über den Siegeszug der Reformation, den Livländischen Krieg, die Herrschaft der Polen-Litauer bis 1621 und die sog. „Schwedenzeit“ bis zum Großen Nordischen Krieg am Anfang des 18. Jh. In dem ausführlichen dritten Kapitel berichtet F. über Riga unter russischer Herrschaft (1710-1917/18) und zeigt, wie Riga nach 1850 zu einer pulsierenden Großstadt heranwuchs. Die großen Veränderungen, die das rasche Wachstum Rigas in der zweiten Hälfte des 19. Jh. mit sich brachte,



schildert er in fesselnder Weise. F. vermeidet ermüdender Zahlen zur ökonomischen Entwicklung, berichtet aber detailliert über die Wirkung einzelner namhafter Personen, die Entstehung bedeutender Bauwerke sowie die wichtigsten Ereignisse. Diese Skizzen lassen vermuten, dass der Vf. die Historiografie zu Riga sorgfältig ausgewertet hat. Leider finden sich in diesen detaillierten Beschreibungen einige Ungenauigkeiten. So weist F. darauf hin, dass das Stadtoberhaupt Georg Armitstead (1847-1912) u.a. „in den 1890er Jahren aus eigener Tasche ein Kinderhospital finanziert hatte“ (S. 155). In Wahrheit war dies aber sein Onkel James Armitstead (1826-1879), der in seinem Testament 200 000 Rubel für den Bau des Rigaer Kinderhospitals vermachte. 2006 wurde in Riga nicht etwa ein „steinernes Abbild Armitsteads“ (S. 157) aufgestellt, sondern ein Denkmal für Georg Armitstead aus Bronze gegossen. Im vierten Kapitel über Riga in der Zeit der unabhängigen Republik Lettland (1918-1940) sowie während des Zweiten Weltkriegs widmet F. seine Aufmerksamkeit nur den wechselnden politischen Ereignissen. Im fünften und letzten Kapitel stellt er Riga von der Nachkriegszeit unter sowjetischer Herrschaft (1945-1991) bis in die Gegenwart hinein als Hauptstadt des wieder unabhängigen Lettlands dar. Ebenso wie im vorigen Kapitel beschreibt F. auch hier detailliert viele interessante Ereignisse aus der Geschichte der Stadt, ihrer Bauten und ihrer Einwohner. Der Vf. hat seine Aufgabe also erfolgreich erfüllt – es liegt nun eine auf das Wesentliche konzentrierte Geschichte Rigas vor, die den vielen deutschen Besuchern Rigas als solide Informationsquelle und gleichzeitig auch als ein interessant zu lesendes Buch dienen wird. Gleichzeitig muss man aber erkennen, dass sich das Werk nicht auf intensive Quellenstudien in den Archiven stützt und F. die Richtigkeit der von ihm geschilderten Fakten nicht immer überprüft hat. Es wurde auf der Grundlage zahlreicher älterer Publikationen verfasst und hat daraus mehrere kleine Ungenauigkeiten und Fehler übernommen.

Rīga

Andris Caune

*Kronika Dzierzwy / Chronica Dzirsvae. Hrsg. von Krzysztof Pawłowski. (Pomniki Dziejowe Polski Seria II, Bd. 15 / Monumenta Poloniae Historica Nova Series, Bd. 15.) Polska Akademia Umiejętności. Kraków 2013. XXXI, 98 S., Ill. ISBN 978-83-7676-160-2. (PLN 32,-) – Zu den chronikalischen Texten des polnischen Mittelalters, deren kritische Edition seit langem vermisst wurde, gehört die sog. „Dzierzwa-Chronik“. Wünschenswert war dies, weil die Edition von August Bielowski von 1872/78 in den *Monumenta Poloniae Historica* den Text in drei Teile aufgeteilt hatte (Bd. 2, S. 145-190, 283-438; Bd. 3, S. 46-52), was seit langem als editorische Fehlentscheidung kritisiert worden war. Der Text liegt in vier Handschriften des 15. bis frühen 16. Jh. vor, von denen drei heute in der Nationalbibliothek in Warschau und eine in der Woiwodschaftsbibliothek in Lublin aufbewahrt werden; zwei weitere Handschriften, die die Chronik enthielten, sind 1944 in Warschau verbrannt. Vier weitere Handschriften des 15./16. Jh., die heute in Krakau, Posen und Breslau aufbewahrt werden, enthalten nur – in unterschiedlicher Weise von der Hauptüberlieferung abweichende – Fassungen der originellen Eingangspassage der Chronik über die Anfänge der polnischen Geschichte; diese vier Fragmente werden im Anhang gesondert abgedruckt. Die Chronik, die erst durch die Untersuchung von Jacek Banaszkiwicz<sup>1</sup> eine eingehende wissenschaftliche Würdigung erfuhr, stützt sich ganz überwiegend – unter Aufgabe der Dialogform – auf die Chronik von Vinzenz Kadłubek, deren wörtliche Übernahmen in der Edition leider nicht kenntlich gemacht werden. Historiografisch bedeutsam ist die Chronik, weil sie erstmals die polnische Frühgeschichte mit dem biblischen Noe-Sohn Japhet und der Trojanersage, in deren Genealogie der Eponym Wandalus – der Ahnherr der Wandalen-Polen – eingebaut wurde, verbindet. Der von Vinzenz Kadłubek unabhängige zeitgeschichtliche Darstellungsabschnitt für die Zeit ab etwa 1200 besitzt bis zum Berichtsende 1288 eigenständigen Quellenwert. Es darf angenommen werden, dass der Tod des Autors, in dem man einen Krakauer Franziskaner vermutet, die Ursache für das Darstellungsende ist; die Abfassungszeit*

<sup>1</sup> JACEK BANASZKIEWICZ: *Kronika Dzierzwy. XIV-wieczne kompendium historii ojczystej* [Die Dzierzwa-Chronik. Ein Kompendium der vaterländischen Geschichte des 14. Jh.], Wrocław 1979.

sah die ältere Forschung in den Jahren nach dem Darstellungsende, während die jüngere Forschung sich für einen späteren Zeitpunkt, das zweite Jahrzehnt des 14. Jh., ausgesprochen hat. Der Band ist mit der überlieferungsgeschichtlichen Einleitung, dem wissenschaftlichen Apparat, farbigen Reproduktionen der jeweils ersten Seite der vier Handschriften und dem Namenregister sorgfältig ausgestattet.

Marburg

Norbert Kersken

*Between Worlds. The Age of the Jagiellonians. Hrsg. von Florin Ardelean, Christopher Nicholson und Johannes Preiser-Kapeller. (Eastern and Central European Studies, Bd. 2.) Lang-Ed. Frankfurt am Main 2013. 227 S. ISBN 978-3-631-62974-1. (€ 44,95.)* – Diese Aufsatzsammlung, die von einem Forscherteam aus Wien, London und Siebenbürgen ediert wurde, ist das Ergebnis einer Konferenz, die 2010 in Cluj-Napoca stattfand. Die im Band prominente Vertretung junger, z.T. damals noch nicht promovierter Wissenschaftler, ist zu begrüßen. Das Ergebnis beeindruckt schon deshalb, weil das Thema grenzübergreifend erforscht werden muss, die Beherrschung einer besonders breiten Sprachpalette voraussetzt und die historisch definierten Zeitgrenzen von Mittelalter, Renaissance und früher Neuzeit überschreitet. Die Komplexität der historischen Zusammenhänge bei der Erforschung der Jagiellonendynastie im gesamteuropäischen Kontext tritt dabei deutlich vor Augen. Einige Beiträge werden dieser Herausforderung mehr als gerecht. In anderen dagegen hinterlässt die komplizierte Beziehungswelt der Jagiellonen den Nachgeschmack der Verwirrung, und in einigen Fällen ein für Nichtspezialisten schwer zu verfolgendes Labyrinth von Namen und Ereignissen.

Die Beiträge lassen sich in die folgenden Themenkomplexe einordnen: dynastische Herrschaft und Autorität, militärische und internationale Beziehungen, Kirche und weltliche Herrschaft sowie Migration, Städte und repräsentative Strukturen. Besonders schade ist, dass die Hrsg. auf eine Einleitung verzichten, umso mehr als der Band weder thematisch noch chronologisch geordnet wurde, sondern die Beiträge einander alphabetisch nach Autorennamen folgen. Ein Index und Autorenverzeichnis hätten es dem Leser ebenfalls einfacher gemacht, sich zu orientieren. Die Redaktion der Texte lässt stellenweise zu wünschen übrig. Orthografische Fehler, unvollständige Sätze sowie eine fehlende Abgleichung von Herrscher- und Ortsnamen (was ein Ortsverzeichnis kompensiert hätte) erwecken den Eindruck, dass die Veröffentlichung unter Zeitdruck stand oder einfach nur redaktionstechnisch unzureichend betreut wurde. Die Epoche der Jagiellonen wird selten als integrativer Teil der allgemeinen europäischen Geschichte behandelt. Die Einblicke, die Florin Ardelean, Alexandru Simon, Marco Bogade und Liviu Cîmpeanu in ihren Beiträgen zu den Militär-, Herrschafts- und Sozialstrukturen Siebenbürgens liefern, öffnen daher Historikern des späten Mittelalters und der westeuropäischen Renaissance neue komparatistische Perspektiven und Anstöße. Zu bedauern ist nur, dass den meisten Beiträgen schlüssige Hypothesen und weiterführende Fragen fehlen. Der deskriptive Ton überwiegt, etwa in der Analyse von Dokumenten und in den Schilderungen von Beziehungen zwischen Herrschaft und Untertanen sowie den politischen Verhandlungen zwischen den Kronen Ungarns und Polens und den ihnen zur Vasallenpflicht verbundenen Territorien, wie in den Beiträgen von Guillaume Durand, Michaela Bodnárová, Ioan Pop und Adinel Dinică. Julia Dücker und Christopher Nicholson stellen vor dem Hintergrund historiografischer Diskussion um die Natur des frühmodernen Parlamentarismus nützliche vergleichende Betrachtungen zu den Anfängen der böhmischen, polnischen, ungarischen und englischen Ständeversammlungen an, was aber am Ende dennoch ohne klare Schlussfolgerungen bleibt. Die komplizierten kirchlichen Beziehungen der jagiellonischen Territorien und Herrscher zur byzantinischen und ruthenischen Kirche und zum Moskauer Patriarchat, zum Deutschen Orden, zur Heidenbekehrung in Litauen und zur römischen Kirche (u.a. in den Beiträgen von Christian Gastgeber, Basil Lourié, Johannes Preiser-Kapeller und Mark Whelan) bereichern den Band ebenso wie der interessante Aufsatz zur serbischen Migration in das Banat von Adrian Magina. Die Chance, die vielseitige und Europa insgesamt prägende Epoche der Jagiellonen nicht nur durch stark spezialisierte Einzelanalysen vorzustellen, sondern zu einem größeren Bild zusammenzufügen, wurde jedoch letztlich verfehlt.

Aberdeen

Karin Friedrich

*Ungarnbilder im 17. Jahrhundert. Studien und Editionen der Texte: Jakob Vogel: Vngrische Schlacht (1626), Kapitel aus Martin Zeillers Neue Beschreibung des Königreichs Ungarn (1664), Salomon Schweiggers Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung (1664) und aus Eberhard Werner Happels Thesaurus Exoticorum (1688). Hrsg. von András F. Balogh, in Verbindung mit Orsolya Lénárt und Kinga Barbara Hajdú. ELTE Eötvös József Collegium. Budapest 2013. 323 S., Ill. ISBN 978-615-5371-12-7.* – Dieser von András F. Balogh redigierte Band umfasst vier deutschsprachige Quellenwerke aus dem 17. Jh. Jacob Vogels von der Forschung wenig beachtetes Epos *Vngrische Schlacht* von 1626, das in vollem Umfang veröffentlicht wird, spiegelt das deutsche Ungarnbild im Hochmittelalter wider. Die Auszüge aus den Länderbeschreibungen des Reiseführer-Autoren Martin Zeiller (*Neue Beschreibung des Königreichs Ungarn*, 1664) und des Reisepredigers Salomon Schweigger (*Gezweyte neue nutzliche und anmuthige Reiß-Beschreibung*, 1664) veranschaulichen hingegen ein neues, durch den Vormarsch der Osmanen geprägtes Ungarnbild. Die Kosmografie des Universalgelehrten Eberhard Werner Happel (*Thesaurus Exoticorum*, 1688), die ebenfalls nur in Auszügen präsentiert wird, kann als eine Zusammenfassung der Ungarn-Topoi des 17. Jh. betrachtet werden, obwohl zur Zeit ihres Erscheinens sich im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation bereits eine negative Ungarnwahrnehmung bemerkbar machte. Die Texte belegen, dass sich das Ungarnbild in der frühen Neuzeit grundlegend veränderte, und zwar deswegen, weil die Osmanen nach der Unterwerfung der Balkanstaaten nicht vor den Grenzen des Königreichs Ungarn haltmachten und somit die gesamte *respublica christiana* bedrohten. So lässt sich erklären, dass das von Kriegen heimgesuchte Ungarn für mehr als zwei Jahrhunderte als „Bollwerk der Christenheit“, d.h. des westlichen Kulturkreises, galt. Dieser Topos lässt interessanterweise die früheren Stereotype vom Steppen- oder Nomadenvolk, die jahrhundertlang vorgeherrscht hatten, in einem positiven Kontext erscheinen. Dank ihrer (früher verhassten) Streittugenden seien offensichtlich einzig und allein die „barbarischen“ Ungarn geeignet, die Osmanen aufzuhalten. Der sogenannte „fertilitas-Topos“, d.h. der Reichtum des Landes an Bodenschätzen, geht ebenfalls auf die Humanisten des 15. Jh. zurück, die der abendländischen Öffentlichkeit die Konsequenzen eines eventuellen Niedergangs Ungarns bewusst machen wollten. Diese grundsätzlich positive Ungarnwahrnehmung hielt sich im deutschen Sprachraum bis zum Ende der Türkenherrschaft, als sie durch das von den Habsburgern beförderte Rebellenbild abgelöst wurde. Das kurz gefasste Vorwort des Hrsg. beantwortet nicht die grundlegende Frage nach den Auswahlkriterien für diese der Forschung bekannten Drucke unterschiedlicher Gattung. Die Texte haben nur eines gemeinsam: Ihre Autoren bekannten sich zum Lutherantum, aber dieser Umstand scheint bei der Auswahl keine Relevanz gehabt zu haben. Es wäre angebracht gewesen, ungedruckte Quellen zu veröffentlichen, z.B. die Handschrift *Ungarische Sachen des Veit Markthaler* von 1588, die als Grundlage für Zeillers Reisebeschreibung diente, wie kürzlich nachgewiesen werden konnte.<sup>1</sup> Die einführenden Studien zu den einzelnen Autoren hätten sowohl inhaltlich als auch ihren Umfang betreffend vereinheitlicht werden müssen. Auch sollte nicht unerwähnt bleiben, dass ein Verzeichnis der Anhänge fehlt. Diese Mängel trüben allerdings nicht das größte Verdienst des Bandes: Er stellt die Quellen in einer kritischen Ausgabe, mit Anmerkungen versehen, der Ostmitteleuropaforschung zur Verfügung.

Pécs

Ferenc Végh

<sup>1</sup> NÉMET S. KATALIN: Utazások Magyarországon és Erdélyben [Reisen in Ungarn und Siebenbürgen] (Veit Marchthaler: „Ungarische Sachen“, 1588), in: Irodalomtörténeti Közlemények 106 (2002), 1-2, S. 3-23.